

Illustrierte

Frauen-Zeitung

Heft 17. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

→ Berlin und Wien, 1. September 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.



Italienischer Knabe. Original-Photographie von W. von Gloeden.

Rauchern verboten.

Liebe.

Novelle von Luise Westkirch.

(Fortsetzung.)

Der Sonntag meinte es gut mit den Leuten, die nur Feiertags hervorstiegen aus dumpfen Gelassen an freie Lust. Blau leuchtete der Himmel über üppigen Waldbäumen, deren Blättermassen schon hier und da bunte Farben annahmen unter dem phantastischen Malerpinsel des Spätsommers, der hier ein Tüpfchen schreiendes Gelb, dort ein feuriges Roth oder ein flettes Goldbraun aufsteckte auf das einsdrückliche Dunkelgrün. Am Boden zwischen den Stämmen wucherten statt der zarten Frühlingsblümchen, des zierlichen Waldmeisters, der Anemonen und Primeln, hochaufgeschossene fastige Kräuter, breitblättrig, mit hellschimmernden Blüthendolden, hoben ganze Waldchen gigantischer Farben ihre seingesiederten Wedel. Lebenshungrig griffen scharfdornige Brombeerranzen weit um sich, schwer von schneieigen Blüthen und halbreisen Früchten. Und zwischen den Blattlücken und auf den Lichtungen lag der durchsichtig reine Glanz der September-Sonne, in der wie Silber leuchteten die wehenden Fäden

beschienenen, blühenden Lindenbäumen. Und nur vor den Waldwirten wirkten eine asthmatische Orgel, von einem Invaliden gedreht, oder die Geigen und Trommeln einer Kapelle vierten Ranges wie eine Art Fermate in das eintönige, ungegliederte Menschengesumme.

Zwischen den anderen schritt rüstig Anna neben ihren zwei glücklich schon auf die Füße gestellten Kindern und stieß den Kinderwagen vor sich her, in dem das Jüngste zwischen seiner eigenen Milchflasche und den Beserstullen der anderen schlief. Den ganzen Morgen hatte sie an dem Sonntagsstaat für sich und die Ihrigen geplättet und auch noch das bescheidene Kittelchen für das andere Biehkind der Mette hergerichtet, das nun Hand in Hand mit ihrer eigenen Trude mit der sinnigen Verständigkeit, die den Kindern der Armen eigen ist, im Menschenzuge hinschritt.

Über ihrem Kinderwagen weg redete Anna fluge Worte zu ihrer Kameradin.

„Dass ein Mädchen sich Zeit nimmt, ist man bloß verständig. Aber mit zu großer Verständigkeit haben sich auch schon welche ihr Glück verschärzt. Der Buschwender ist ein ansehnliches Menschen, ein solider Menschen, wirklich, was man so sagt, einen recht sinnlichen Menschen.“ — Sie meinte „sinnig.“

Kathrin zerrupste einen Buchenzweig und sagte nichts.

des Altweibersommers, die großen Nädernehe der Waldspinnen zwischen den Stämmen der mächtigen Bäume, an die der Specht klopste und in deren Wipfeln die Meisen zwitscherten.

Die schmalen Waldwege entlang bewegte sich wie eine bunte Kette ohne Ende das Gewühl der fröhlichen Menge, tausend und aber tausend trappelnder, trippelnder, schurrender, schlurfender und hüpfender Füße, Füße, die noch nicht gelernt hatten, festzustehen auf dieser Erde, Füße, die sich schon müde darauf gelaufen hatten, und solche, die erwartungsvoll all ihren Freuden entgegen tanzten; und diese Füße traten, zerwürbten, zerwühlten den feuchten Waldboden, daß er austrocknet von ihrer Hitze, in Bewegung gesetzt von ihrer Bewegung als leuchtende Staubwolke aufstieg und den endlosen Zug wie in eine Glorie einschüllte.

Ein Gesumme ging von den Wandern aus, wie das der Bienen in sonn-

„Und das Gedigsein friegt unsreins immer über kurz oder lang satt. Das is nur für reiche Mädchen. Glauben Sie mir, ich habe manch eine gekannt, die hätte sich nachmals gern aus dem Rinnstein ausgelesen, was sie mit Füßen von sich gestoßen hatte, als es blank vor ihr auf dem Tisch lag.“

„Nich blank, blond wollen Sie sagen,“ verbesserte Kathrin ernsthaft, „semmelblond.“

Anna mußte lachen. Aber sie war noch nicht zu Ende.

„Ich meine es gut. So 'ne Sachen, wie mit der Personal-Beschreibung gestern, dürfen Sie nich wieder machen. Das können Männer wie Buschwender nich vertragen.“

„Ach der,“ rief Kathrin, „der verträgt ja alles!“ Sie brach ab. Gerade vor ihnen lag, in die dichte, grüne Hecke eingezwischen, der Eingang der Tegtmeyer'schen Wirthschaft, ein wenig verengt durch einen einbeinigen Streichholz-Bekäufer, der sich am linken Pfosten niedergelassen hatte. Vor ihm stand Schreiber, der sich für die Woche mit Anzünd-Material versorgte, und hinter der Hecke schon ein ganzer Trupp Ritter'scher, die, auf einem anderen Weg gekommen, die Nahenden mit lautem Zuruf begrüßten.

„Gu'n Dag mit einander,“ sagte Schneider und deutete auf den Krüppel. „Da sehen Sie bloß das Vollmondgesicht, was sich das Renntier da angemastet hat. So 'n paar Beinbümpfe sind doch eigentlich ein Kapital.“

Die Mädchen schrieen auf.
„S, aber natürlich. Ein Vater, der seinen Jungen lieb hat, kann gar ni Besseres für ihn thun, als beigehen und ihn gleich in den ersten acht Dagen beide Beine so bis zum Knie ran absäbeln. Nachher is der Bengel fein raus, braucht sich bloß unter 'nen grünen Baum zu setzen un den Hut hinzuhalten. Dann regnen ihm die Groschens da man so rin. Anna, det Rezept sollten wir gleich mal an Ihrem kleinen da probiren. Ich mach's billig.“

„Kommen Sie mir an,“ drohte die Frau, hob ihren Jüngsten aus dem Wagen und setzte ihn dem Altesten auf den Schoß, der schon die Milchflasche für das Brüderchen bereit hielt.

„So,“ sagte Schreiber, „un das will nu 'ne Mutter sein! Dodquälern soll der arme Jung' sich.“

„Wissen Sie,“ antwortete Anna anzuglich, „dodquälern thun sich nich so viele wie dod-amüsiren.“

Darüber gab es ein großes Gelächter. Der Beetroffene antwortete nichts als ein melancholisches: „Au,“ löste aus dem Knopfloch seines sehr modernen Jackets eine späte Rosenknospe und reichte sie Kathrin hin.

„Damit Sie wenigstens es jüdig mit mir machen, Fräulein. Gegen die Damens kann ich einmal nich an, ich bin zu schüchtern.“

Diese Versicherung bewirkte wieder einen lauten Freudentausbruch. Wie hätten sie sich auch nicht freuen sollen, hier unter dem blauen Himmel, wo statt des Flachsstaubes linde Waldluft sie anfächelte, statt des wüsten Nadergerassels die lustigsten Märkte ihnen in die Ohren schmetterten? Die lange Doris besonders hatte eine Schwäche für Schreiber, den sie „apart“ fand. Einige behaupteten, der findige Schlingel habe daraus schon Vorteil gezogen, mittelst einer unfindbaren Anleihe an das Portemonnaie der kinderlosen Witwe, und dies Gerücht war der Grund, weshalb Anna nicht so viel von dem tollen Svaßmacher hieß wie die anderen. Sie hatte gefunden, daß es meist nicht gut ausgehe, wo die Herren von den Damen Geld vortragen.

Als sie so den Blick über die langen Tischreihen hinschweisen ließ, schärfe er sich plötzlich, und sie gab Kathel, die sich umständlich die Rosenknospe an die Brust steckte, einen leichten Stoß.

„Kiel mal! Da is er ja!“

„Wer denn als?“

Aber das Wort stockte dem Mädchen mitten in der Rede. Sie sah den schmalen Weg zwischen den Tischen hindurch Buschwender daherkommen.

Nun wurde sie sehr rot und ärgerte sich, daß sie's wurde. Was lag ihr denn an dem Käferlak? Kein sah er ja aus, sehr fein, das mußte wahr sein. Und eine Dame ging neben ihm, im hellen Sommerkleid, ein Hütchen mit einem schwarzen Schleier auf goldigem Haar. Der Taufend, wie 'ne Gräfin!

„Wer — wer is denn die?“

„Na, ich denke doch, seine Schwester.“

Die anderen hatten sich umgewandt. Einige Spinner kannten Tilli von Ansehen.

„Ja, das is Buschwender seine Schwester.“

„Das Fräulein Tilli!“

„Hochmuthiger Frau!“

Die Burschen erzählten Beispiele.

Kathel sagte nichts. Sie sah aufmerksam, immer aufmerksamer der Näherrückenden in das Gesicht. Ein ansehnliches Mädchen, die Blonde! Blaue Augen unter dunklen Wimpern und Brauen. — Wo hatte sie doch das kürzlich —? Jäh durchzuckte sie die Erinnerung: blaue Augen unter thränennassen, schwarzen Wimpern, goldglänzendes Haar, wie ein Blitz aufsprühend aus der Dunkelheit im Schein der elektrischen Lampen des seinen Cafés. Das war also seine Schwester. Das war seine Schwester! Die! — Ei, schau doch.

Buschwender kam langsam näher. Mit einem älteren Spinner, der unten am Tisch saß, redete er ein paar Worte, und so ging er die Reihe herauf, bis er zu dem Känel von Burschen kam, der sich um Kathrin und ihre Gefährtin zusammengeballt hatte. Die Hüte aus den nassen Stirnen geschoben, tranken sie in durstigen Zügen ihr Bier, die Schönheit der jungen Dirne angaffend und ihre Schlagfertigkeit durch immer neue Niedereien herausfordernd.

Buschwender hatte mehr niederzulämpfen als nur seine aufsteigende Eifersucht. Dies wilde Gebahren widerstreite gänzlich seiner Art, und bisskommen sah er auf seine Schwester. Aber die drang tapfer durch, unbesangen, als bewege sie sich in ihrem gewohnten Element, während doch ihr ruhiger Ernst die Ausgelassenen zwang, ihr ernsthaft zu begegnen. Ja, wenn Tilli sich eine Sache vorgenommen hatte, dann führte sie sie auch aus. Und jetzt waren sie bei Kathrin Meidinger angelangt.

„Fräulein Meidinger, meine Schwester, der ich viel von Ihnen erzählt habe, die Sie gern kennen lernen möchte.“

Der Ton seiner Stimme, der Blick seiner Augen sagten, was sich an diesem Ort, in dieser Gesellschaft in Worte nicht kleiden ließ.

Kathrin sah mit scharfem, neugierigem Blick das fremde Mädchen an; ein bisschen gutmütiger Spott mischte sich drin.

„Jetzt läßt der schon seine Familie Thierschau über mich halten. Zu läßig!“

Laut sagte sie: „Wann sich das Fräulein da nur mit einem falschen Begriff macht. Was Besonderes is grad mit mir, daß ich müßt!“

Anna hatte mit müttlerlichem Knuff ihren Altesten von der Bank geschubst und bot mit einer hübschen Handbewegung Tilli den freigewordenen Platz.

„Wenn Sie Ihnen ein bisschen ransezzen wollen, Fräulein Buschwender, daß Sie uns die Ruhe nich mitnehmen.“

Höflich setzte sich Tilli.

„Frau Anna, nicht wahr? — Ich habe Sie gleich an meines Bruders Beschreibung erkannt. Bei dem stehen Sie Nummer eins angeschrieben. Und das da sind Ihre Kinder? — Sie hatte einen freundlichen Gruß für jedes; sie nahm das Jüngste auf die Knie. „Eine Aufgabe ist's schon, so viele! Aber wenn sie so aussehen wie die, dann ist's doch auch eine Freude.“

Buschwender atmete auf. Durch die heitere Natürlichkeit seiner Schwester, durch ihre freundliche Begrüßung Anna's war dem gewaltammen Hereinbrechen des Geschwisterpaars die Abjächtlichkeit genommen. Die gespannte Stimmung, die die erste Folge gewesen war, begann sich zu lösen, das abgebrochene Gespräch schwirrte weiter.

Buschwender saß neben Kathrin, er hatte es erreicht. Ganz schweigam saß er da. Aber wenn sie zur Seite blickte, mußte sie ihm in die Augen sehen. Und wirklich vortheilhaft stach er hervor zwischen den erhöhten, schwadronirenden Burschen mit seiner tadellosen Wäsche, seinem hübschen Filzhut, der ihm gerade auf dem Kopf saß, mit seinem ernsten Gesicht und seinem gehaltenen Wesen. Warum eigentlich wollte die Liebe ihr diesem Mann gegenüber nicht kommen? Doch sie kam nicht. Nein! Eher etwas wie zornige Geringsschätzung. Sie sah

ihn an und dachte: Weiß er's mit der Schwester? Und wie dumm ist er, daß er's nicht weiß! Wie leicht zu betrügen! Jede Frau macht aus ihm, was sie will.

Sie nahm sich vor, ihn nicht zu beachten. Sie versuchte, dreist und froh mit den anderen weiter zu scherzen, als wär' er nicht da. Aber sie konnt's nicht. Obgleich er kaum ein Wort sprach, hielt seine Gegenwart ihre Geduld wie mit eisernen Klammern in Schranken. Allgemach verstummte sie gänzlich, im Inneren zornig und erbittert ringend gegen seinen Willen. Was wollte er von ihr, der Typ? Warum verdarb er ihr den guten Tag? Wenn er die Kraft nicht hätte, sie ganz hinzunehmen, sie zu sich zu zwingen, daß sie nichts weiter mehr dachte und verlangte, warum ließ er ihr nicht ihren Frieden? Sie hasste die Halbheit. Dabei fühlte sie, daß das Blut ihr immer brennender ins Gesicht stieg. Wie kühlt es wehte unter den schattigen Waldbäumen, es dünkte sie schwüler hier als in der Gluth ihres Spinnsaals.

Einzelne der Burschen und Dirnen hatten die Stühle gerückt, gingen hierhin und dorthin, grüßten Bekannte, standen schauend um die Schießbude, verloren sich paarsweise in den schmalen Waldwegen. Auch Kathel stand auf, mit ihr, die ihr zunächst saßen. In einem großen Schwarm brach man auf, und dann, schon bald, sie wußte nicht, wie es geschehen war, ging sie allein an Buschwender's Seite. Ihr war's recht. Sie machte keinen Versuch, sich ihm zu entziehen. Die Hände in den Taschen ihres neuen Jackets, eines Jackets für fünfzehn Mark, ging sie resolut neben ihm hin, dachte an die Schale Dikmilch, die sie zu Hause erwartete, an ihren neuen Sonntagsanzug und im Gegensatz an die ewig hungrige, ewig flitsch- und abwaschbedürftige Kinderschar Annas und dachte trostig: „Er soll nur anfangen!“

Aber er fing nicht an. Und wie sie so, den Menschenlärm und die Dudelsäule hinter sich lassend, vorwärts schritten unter dem grünen Blätterdach, immer tiefer hinein in das Waldedunkel, zerstotterten, zerrannen ihr allgemach die flugen Gedanken. Die Bäume standen in einer Art stiller Andacht, einem gehaltenen Glück, willig hingegaben dem Sonnenglanz, der an ihnen herab in goldenen Tropfen auf das grüne Moos zu rieseln schien. Ein heimliches Glücksgefühl ging aus von den Dolden der hochgewachsenen Kräuter. Getränkt schien alles ringsum damit, satt von Glück und Befriedigung, einem Glück, das sie verblüffte, angstigte, denn es schien so groß, daß in ihm verschwamm, versank, was sie sich eben mühsam als Glück zurechtgelegt hatte: Sorglosigkeit, bequemes Auskommen. Dies Glück war nicht sorglos, die kleinen Stämme mußten ringen und sich strecken, um durchzudringen zum Sonnenschein. Es war nicht müßig; die Käfer hatten es eilig, die Ameisen arbeiteten schwer; es war dennoch vorhanden, gewaltig über Sorge und Mühe ragend, sie in sich ertränkend, vernichtend, und es machte ihr Herz bange Klopfen in einer dunkein Ahnung, daß ein anderes Gesicht das Etwas trage, das als Glück sich giebt zwischen den Steinmauern der Städte, und ein anderes, was Glück sich nennt am Herzen der Natur. Angst und Unsicherheit kamen über sie. Sie gehörte hierher, o mehr, weit mehr als in die staubigen Arbeitsräume, sie, die in freier Luft Aufgewachsene.

Und jetzt sprach er. „Sind Sie ernsthaft heut, Kathrin?“

Sie atmete tief. „'s is nit immer vor Lustigkeit, wann Eins viel lacht. Manch Eins lacht auch, um nit zu weinen.“

Er nahm die eine ihrer Hände, die die Tasche des Jackets verlassen hatte, als strebe sie hinaus aus der Festung, in die ihr ganzes Wesen sich verschanzt hielt, und drückte sie fest. Er sagte nicht, daß er sein Bestes daran sezen wolle, ihr das Weinen zu ersparen; er sagte einfach:

„Sie haben's schon hart gehabt im Leben.“

„Ich mein' wohl. Wann Eins seine beiden Eltern in Zeit von einer Woche in den Sarg legt. Ich trag' kein Trauerzeug mehr, sell is wahr. Aber ob ich das nun in zwölf oder in sechs Monaten auszieh', vergessen thu' ich die beiden halt auch in hundert Jahren nit. Ich hab' ja gar niemand mehr auf der Welt.“

„Das ist Ihr Wille so, Fräulein Kathrin.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß doch nit.“

Ein paar hundert Schritte vom Weg in der grünen Wildnis lag ein umgehauener Baumstamm. Dorthin hatte er sie geleitet. Sie setzten sich auf die rauhe Rinde.

„Wenn Sie wollten,“ sagte er dabei, seine leise Stimme klang gut in der tiefen Stille unter den Bäumen, „ich hab' Ihnen schon gesagt, Kathrin, Sie könnten jemand haben, der zu Ihnen gehört, enger als Vater und Mutter. Ich hab' Sie lieb, Kathrin, sehr lieb.“

Abwehrend hob sie die Hand. „Das is nit für mich.“ „Wie denn? Nicht für Sie?“

„Nein,“ stieß sie hervor, „ich heirath' nimmer! — Ich — ich fürcht' mich davor.“

Jetzt lächelte er und sah sie an, und sie fühlte das Blut zum Herzen schießen unter seinem gütig überlegenen Blick. „Kindskopf,“ sagte er einfach.

„Ihr war's, als sagten's die Bäume um sie noch, das braune Wässerchen, das langsam zwischen den Kräutern sickerte zu Thal, in kaum merklicher Senfung, aber doch zu Thal, wie seit unendlichen Zeiten; die dicke Hummel neben ihr summte es nach: „Kindskopf!“

Über sie kam der Drang, ihre Meinung zu vertheidigen.

„Nein, wirklich nicht! Heirathen is nix für ein Mädchen aus meinem Stand. Die gescheidt is, bleibt davon. Du mein! Was hat eine Frau wohl noch von ihrem Leben? Schwer ist's schon für die Ledige, durchzukommen; aber ihr gehört wenigstens, was sie verdient. Eine Frau hat gar nix Eigenes mehr, ist ein Lastthier für den Mann, für die Kinder. O, da hab' ich Sachen gesehen! Ein armer, geschundener Karrengaul findet doch nachts ein paar Stunden Ruh. Eine Arbeiterfrau, — wann der Tag herging un kriegt auf einmal fünfundzwanzig Stunden, da wär' auch noch keine Ruhestund' für sie dabei. Schaffen in der Fabrik, schaffen im Hause, un Kinder warten un Kochen für den Mann un schauen un puhen, das reift nit ab. Ich aber bin nit so ein gutherziger Narr, daß ich alsfort bloß an andere denkt mag. Ein bissel Freud', ein bissel Ruh' möcht' ich halt auch für mich behalten.“

Er schüttelte den Kopf. „Mühe mag ein Hauswesen mit sich bringen, Mühe ist bei allem Besten auf der Welt. Aber das werden Sie mich nicht glauben machen, wie Sie da vor mir sitzen, gesund und frischvoll, daß Sie ein bisschen Mühe scheuen für die, die Sie lieb haben.“

„Die mir's Leben schwer machen, hab' ich nit lieb.“

Er fuhr, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort: „Und Freude? Ja, giebt's für eine Frau denn eine bessere Freude auf der Welt, als einen Mann, der sie lieb hat, das Zuwidere von ihr fern hält, der den schwersten Theil der Arbeit auf sich nimmt und mit dem sie alles Gute erst recht genießt? Ganz allein können Sie doch auch keine rechte Freude haben.“

„Ein Mann,“ rief sie aus, „ja, freilich! so einer, wie der Anna ihrer, der, wenn die Frau müd' und abgearbeitet ist, nach Amerika durchgeht!“

„Das ist ein Unglück —“

„Ich bin nit so eine Heilige wie die Anna! Wenn mir das geschah', ich weiß nit, was ich thät.“

„Es ist nicht jeder Mann ein Schurke und Meineidiger, Kathrin. Wenn Sie mir vertrauen wolltet, Kind, liebes, scheues Kind! — Sie würden's nicht zu schlimm treffen. Glauben Sie mir! Ich kann nit viel aus mir machen. Ich will auch gar nicht das Blaue vom Himmel herunter versprechen. Meine Stellung in der Fabrik ist ja gut: meine Ausichten sind gut. Aber der Mensch ist sterblich, zum Kriechen kann einer in den Fabriken auch alle Tage werden. Ich will nichts vorbringen, was vielleicht nachher anders ausschlägt. Aber das, so lange Athem in meinen Lungen und Kraft in meinen Armen ist, mein einziges Bestreben sein wird, daß Sie es gut haben, und daß Sie es nich bereuen, un daß Sie lachen un nich weinen, das — das versprech' ich. Denn das kann ich halten. Mädchen! Mädchen, Du weißt ja gar nicht, wie gut is Dir bin, wenn Du so dasithest mit Deinem verwirrten, nachdenklichen Gesicht! — Glaubst Du wirklich, daß ich Dich je im Stich lassen könnt?“

Er griff nach ihrer Hand; sie zog sie zurück.

„Und da is noch eins,“ sagte sie, die Stirn runzelnd, „und das ist eigentlich die Hauptfach'. Denn die Mühl' und die Sorg' und das Elend, — nein, die haben Sie recht! im Grund, davor thät' ich mich nit zu sehr fürchten, aber —“

„Was ist da noch?“

„Dass die Mannsleut' doppelt sind. Ja! Oder wie Sie's heißen wollen. Vor der Hochzeit weich und sind wie das Garn auf einer Spule. Aber das is nur der Ueberzug. Nach der Hochzeitwickelt sich der Liebesfaden sacht ab, und dann kommt der Kern raus, der drin steckt. Un der is so hart un spitzig wie die Spindel, ja, und obenein steckt oft noch im weichsten Garn die härteste Spindel.“

„Kind —“

„Ja, ja, ja! — Kein Schuft un kein Meineidiger is nit jeder Mann, da geb' ich Ihnen recht. Aber das mit dem weichen Faden auf der harten Spule, das trifft bei einem jeden zu, bei jedem ohne Ausnahme. Nit die Stimm', nit der Blick, nit die Wort' sind die selben vor der Ehe und hernach. Und drum — drum will ich von keinem nix wissen.“

Er schwieg einen Augenblick.

"Die Bäume blühen auch nicht das ganze Jahr," sagte er dann ruhig. "Nachher kommt die Frucht. Das ist doch nur eine andere Seite von derselben Sach. Ruhiger mag die Lieb' und Zuneigung später werden, — schlechter wird sie drum längst nicht. Wag's drauf."

"Nein," wehrte sie hastig, "nein!"

Er legte den Arm um sie. "Und wär' all' die Noth und all' die Müh' und all' das, was Du fürchtest, wirklich, Du würdest es doch wagen müssen, wenn die Stunde da ist, die nicht ausbleibt, wenn Du Einen recht von Herzen lieb hast. Gegen die Natur kann keiner."

Da war's nun in Worte gekleidet, was sie erschreckt hatte in der wortlosen Sprache der Bäume und Moose, der Sonne, die siegreich spöttisch ihr's Gesicht leuchtete: "Ich geh' meinen Weg seit tausend, tausend Jahren. Willst Du Staubkorn die Kraft aufhalten, die mich umtreibt?"

Aber sie wollte nicht! Der Natur ins Antlitz wollte sie ihren Willen. Sie sprang auf, suchte sich loszuringen, verwundert, fast enttäuscht, daß es ihr so leicht gelang, daß sein Arm sie nicht fester hielt.

"Lassen Sie mich! Ich will nichts mehr hören! Will's nicht! — Wo sind die anderen? Anna! Doris!"

Sie rannte zum Weg zurück. "Sie sollen mir nicht nachkommen!" rief sie zurückgewandt hastig. "Lassen Sie mich! Sie sollen mich allein gehen lassen! Ich will's!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Neue und seltene Zimmer-Treibgewächse für den Winter-Flor.

Von Max Hesdörffer.

Eher den Zimmergarten im Winter mit schönen Blumen schmücken will, der muß schon zeitig im Jahre seine Vorbereitungen treffen. Nur wenige unserer Winterblüher, namentlich nur wenige des Zimmergarten, entfalten, weil aus fernern Zonen mit anderen Jahreszeiten stammend, naturgemäß ihre Blüthezeit in unseren Wintermonaten. Die meisten unserer Winterblüher machen wir erst zu solchen, indem wir sie durch Wärme über die Jahreszeit hinwegtäuschen, um den Winterchlaf zu bringen. Es sind aber nur verhältnismäßig wenige Pflanzen, die sich uns für diesen Zweck zugänglich zeigen, und diese wenigen thun es meist auch nicht leicht, sondern in der Regel erst nach entsprechender Vor-Kultur. Die Hauptarbeit dieser Vor-Kultur überläßt die Gartenfreundin dem Berufsgärtner, trotzdem muß auch sie zeitig anfangen, wenn sie die doppelte Freude genießen will, schöne Blumen nicht nur im Winter blühen, sondern auch im behaglich erwärmen Zimmer sich entfalten zu sehen. Auch die gelaufste, die von Freundeshand uns verehrte Winterblühe macht Freude, die selbsterpflegte steht aber unserem Herzen näher.

Wenn zum beginnenden Herbst im Ziergarten noch alles in vollem Flor steht, im Obstgarten sich die Zweige der Apfel- und Birnäume noch tief unter der Last des Fruchtsgegens biegen, beginnen unsere ersten Vorarbeiten zur Erlangung eines schönen Winter-Flors mit dem Einpflanzen von Zwiebeln und Knollen.

Von Hyazinthen, Tulpen und ähnlichen bekannten Treibgewächsen wollen wir hier ganz abscheiden, flüchtig nur auf die allerdings meist für das Zimmer etwas zu stark duftenden Narcissen hinweisen, von welchen aus England so wunderbar schöne Sorten eingeführt werden.

Unter den Treibknollen giebt es viele kaum bekannte Arten, die sich mit Leichtigkeit im Zimmer zum Blühen bringen lassen. Die interessantesten dieser Pflanzen gehören der Familie der Acon-Gewächse oder Araceen an. Die Blumen, im allgemeinen denjenigen der bekannten Callo gleichend, zeichnen sich auffallend durch die feurigen, dunkeln Farben des Hüllblattes aus. Es sei zunächst nur eine der hierher gehörigen Pflanzen empfohlen, die ich immer mit bestem Erfolg im Zimmer erprobte, die Trauer-Calla (Aurum sanctum) aus Palästina, auch heiliger Aconstab genannt. Diese Pflanze ist in den Gärten noch nicht lange bekannt und erst sehr wenig verbreitet; sie wird nun in recht nahrhafe Erde eingepflanzt, bis zum Eintritt frostiger Witterung etwas beschattet im Freien gehalten und dann an das Fenster eines sehr wenig geheizten Zimmers oder zwischen die Doppelfenster eines Wohnzimmers gestellt. Bei gleichmäßiger Feuchtigkeit entfalten sich hier bald die großen, breit pfettförmigen, langgestielten Blätter, denen gegen den Frühling hin die Blüthe folgt. Der Blüthenstiel ist schwarz, er wird anfangs von einem bis 45 cm langen, ziemlich schmalen Hüllblatt umgeben, das sich bald zurücklegt und dann die helle, purpurfarbene Innenseite zeigt. Vom unangenehmen Geruch mancher verwandter Pflanzen hat diese Art wenig, nur zur Zeit des Leffens der Blüthen reicht sie schwach. Stärker ist schon der Geruch bei einer zweiten Art aus gleicher Familie, dem gesetzten Sauromatum (Sauromatum pedatum) aus dem Himalaya. Die großen Knollen dieser Pflanzen werden seit zwei Jahren viel eingeführt; sie haben so viele Reserve-Stoffe aufgespeichert, daß sie schon uneingesetzte Blüthen doch ist es besser, sie einzupflanzen und sorgfältig zu versorgen. Die Blüthe entwickelt sich leicht bei einer Zimmer-Temperatur von 15 Grad R., und zwar noch vor den Blättern. Das Blüthen-, bzw. Hüllblatt dieser Art ist am Grunde ausgeblasen und zu einer Röhre verwachsen, nach oben zu frei umgeschlagen und in eine etwas gedrehte, schwanzartige Spitze endend; die Farbe ist außen grünlich-gelb, innen gelb mit purpurnen Flecken. Das Ende des Blüthenstielens erhebt sich bogenförmig über das Hüllblatt, es zeigt eine violett-purpurne Färbung.

Zu sechzehn neben einander schauen sie auf ihren Hasen hinaus, die alten, hochgegiebelten Holzhäuser mit ihren Sinn-

Prächtige, der aufmerksamen Pflegerin viel Freude bereitende Winterblüher umfaßt die Familie der amaryllis-artigen Gewächse. Die auffallendsten und stolzesten Blüher gehören der Gattung Ritterstern (Amaryllis) an, welche der ganzen Familie den Namen gegeben hat. Diese Amaryllis werden im deutschen Gärtnereien in größter Vollkommenheit, mit wahren Riesenblüthen gesucht. Auf dem fröhlichen Schaft der modernen Züchtungen entwickelt sich eine mehrblumige Dolde ziemlich aufrecht getragen, enorm großer, trompetenförmiger, rother, meist zart gerader Blüthen. Die Blüthen hoffen, auch noch reinweiße Blüthen zu erlangen, und auf der letzten internationalen Gartenbau-Ausstellung zu Gent sahen wir eine aus England eingeführte Sorte, bei welcher dies Ziel bereits annähernd erreicht war. Die Amaryllis sind, soweit sie hier in Frage stehen, Zwiebelgewächse, die keine ganz vollkommene Ruhezeit durchmachen, weil ihre Wurzeln immer lebensfähig bleiben. Man beschafft sich Töpfe mit kräftigen, eingewurzelten Zwiebeln, stellt sie hell und warm und halte die Erde so lange fast völlig trocken, bis die Blüthenknospe aus der Zwiebel hervorgebrochen und sich etwa 10 cm hoch erhoben hat. Von diesem Zeitpunkt ab zieht man regelmäßig mit etwas erdnärrtem Wasser und wird man die Freude haben, schon zu Ausgang des Winters den stattlichen Flor zur Entfaltung gelangen zu sehen.

Zur Familie der amaryllis-artigen Pflanzen gehört auch ein bekannter und beliebter Zwerg, das Schneeglöschchen. Alle Versuche der Gärtnner, diesen lieblichen Boten des Lenzes um seinen ohnehin kurzen Winterschlaf zu bringen, sind erfolglos gewesen. Durch einen deutschen Sammler sind nun aus der osmanischen Türkei die Zwiebeln einer Art eingeführt worden, die eine echte Winterblüherin ist. Diese Art ist das eisliche Schneeglöschchen (Galanthus ciliatus); es zeichnet sich durch verhältnismäßig sehr große Blüthen aus und blüht, wenn die Zwiebeln jetzt zu mehreren in kleine Töpfchen gepflanzt werden, bis zum Eintritt des Frostes im Freien bleiben und dann zwischen die Doppelfenster einer fühlen Stube kommen, vom November bis zum Januar. Bereits im Vorjahr hat sich dieses Schneeglöschchen als Winterblüher in Berlin bewährt.

Während das Schneeglöschchen erst durch die vorgenannte neue Einführung zur Winterblühe wurde, ist das mit ihm im Freien fast zu gleicher Zeit blühende Beilchen als solche schon lange bekannt. Das Beilchen war eben den gärtnerischen Züchtungskünsten zugänglich, und dadurch sind winterblühende Sorten in großer Zahl entstanden. Aber alle diese Sorten werden durch die neueste Züchtung, das Beilchen "Kaiser Wilhelm II." in den Schatten gestellt. Dieses Beilchen übertrifft als Winterblüherin alle seine Schwestern; es ist eine kräftige Stande mit sehr großen Blättern und verhältnismäßig großen Blüthen, die ein Thalerstück völlig decken und von kräftigen, bis 30 cm langen Stielen getragen werden. Die Färbung der Blüthen ist hellblau, ihr Duft so süßlich, daß bereits eine Parfüm-Fabrik ihr Augenmerk auf diese neue Züchtung gelenkt hat, um aus den Blüthen ein Beilchen-Parfüm zu bereiten, das gleichfalls den Namen dieser Sorte tragen wird. Das Kaiser-Wilhelm-Beilchen wird sich auch am sonnigen Fenster einer fühlen Stube als guter Winterblüher bewähren.

Nachdruck verboten.

Zur Mitternachtsonne.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

II.

a find wir also in Bergen, der sagenberühmten Hansestadt, der ruhmreichen Rivalin Lübecks in jenen merkwürdigen Zeiten, da Deutschlands Kaiserreich zu einem leeren Schatten geworden war, und doch Deutschlands Handel und Gewerbe die damalige Welt beherrschten. Und wahrlich, wer diesen wunderbaren Naturhafen sieht, der begreift die Stellung, die er zu jeder Zeit als Emporium einnehmen mußte! Zwischen zwei gewaltigen Bergen zieht er sich tief und in doppelter Rinne sturmfrei ins Land hinein, gefüllt gegen die schiffserbstenden Söhne des Aeolus und gegen feindliche Waffen. Eine natürliche Festung an einem geborenen Hafen! An den Hängen baut sich ringsum die Stadt empor, terrassen-förmig geschichtet, ganz wie Neapolis an seinen Golf-Hügeln; nur, daß dort Orangen und Citronen sich im tiefblauen Wasser spiegeln, während hier nur Birken und Fichten am grauen Ocean rauhden.

Wir bummeln die lange, menschenwimmelnde Strand-Gade entlang, über den Marktplatz hinauf, und finden uns im Gewühl des Fischmarktes. Zu Hunderten drängen sich hier die kleinen, scharf und elegant gebauten Fisch-Ewer an den Ufer-Quais, in denen wetterharte Fischer ihre zapplende, silbergeschuppte Beute zum Kausen ausbüten. Wie hätte ich geglaubt, daß der Ocean so viele und so vielartige Fische beherbergt. Von der ungeheuren, zweimannslangen und entsprechend breiten Heilbutte an, die hier stückweise ausgegeschlachtet wird, wie bei uns ein Ochse, — das Unthier füllt gefüllt eine ganze Tonne, — bis herab zur gierlichen Lachs-Forelle; welche Mannigfaltigkeit der Form und der Größe! Am auffälligsten war mir ein eigenthümlicher, nie im Binnenlande gesehener Fisch mit großem, häßlichem Kopfe, einem unverträlichen Wanze und einem langen, dicken, sich biberchwanzförmig nach unten zu im Keil zuspielenden Schwanz. Aber das Feld beherrsch't der edle Dorf, Norges größter Reichthum, der als Klippfisch (d. h. nicht, wie Schiller im Taucher annahm: Klippenfisch, sondern ausgehnittener Fisch) noch heute als Fasenfisch in ungeheuren Mengen nach katholischen Ländern verschacht wird. Es geht sehr gemütlich zu auf diesem Fischmarkt. Die Käufer machen durch einen cordialen Schlag mit dem Regenschirm auf seinen Südwesten den Schiffer auf ihre Anwesenheit aufmerksam, und dann beginnt der Handel, ebenso zäh und langwierig, wie in Italien, aber ohne die südländische Beweglichkeit. Um die Buden drängen sich Bergens Hausfrauen mit Rehen, Hörben und Taschen, ist man doch hier wenigstens dreimal wöchentlich Fisch statt Fleisch! Die Steinfliesen des Platzes sind schlüpfrig von Seewasser und saltem Fischblut. Vorsichtig winden wir uns hindurch und stehen auf der "Deutschen Brücke", dem alten Hanseaten-Quai, das sich von der eigentlichen Altstadt gescheiden, am Nordufer des Hafens hinzieht, zugleich geschnitten und im Baume gehalten durch die Zwingburg des Walkendorfthirms an seinem westlichen Ende.

Zu sechzehn neben einander schauen sie auf ihren Hasen hinaus, die alten, hochgegiebelten Holzhäuser mit ihren Sinn-

bildern und Wappen, jedes mit seinem Waagehäuschen am Wasser sich gegenüber, ein Stück Mittelalter voll modernen Lebens. Es sind nicht mehr dieselben Höfe, in denen Nixen Bullenweber's Zeitgenossen das Schwert und die Feder führten, jene hochgemuthen Könige der Nordmeere, die ihre Staatsverträge ebenso gut zu versetzen wußten, wie ihre Geschäftsbrieve: die alten Hansemästätten hat ein Brand zerstört. Aber sie haben immerhin schon wieder zwei Jahrhunderte ins nordische Land gehen sehen und edle Patina genug angelegt. Und sie zeigen noch heute die charakteristischen Kennzeichen jener seltsamen Ansiedelungen, die ebenso gut florierende Convente und landsmannschaftliche Casinos wie Kaufmännische Comptoirs waren. In dem ersten "Gaarden", der heute das Hanseatische Museum birgt, kann man sehen, wie jene Handelsdienner der deutschen Hanseaten lebten und wirkten. Man kann die engen Zimmer besuchen, in die Wandgräben blicken, in denen der "junge Mann" sein einsames Lager hatte, — Verheirathete waren ausgeschlossen; — man kann die Waffen bestaunen, mit denen die tropische Schar ihre verbreiteten Rechte, und zuweilen mehr als das, gegen Norwegen Königreiche verfocht, und kann auch, wenn man es versteht, an einem uralt, riesenhafte Hauptbuche die Buchführung eines längst zu seinen Vätern versammelten Hamburgs kontrolliren, eine verschollene, verhülfelte Handschrift auf vergilbtem Pergament!

Und dann wirkt man einen schüchternen Blick in die ungeheuren, lichtlosen Speicher, in denen sich noch heute ein großer Bruchteil des starken Bergens'schen Handels concentrirt, und gewöhnt sich an den charakteristischen Geruch, der über allen Städten dieses Fischer- und Händlervolkes schwelt, Thran und Fisch, Fisch und Thran! So war es einst, schon vor Jahrtausenden, schon zu wendischer Zeit, so ist es heute, und so wird es noch in Jahrtausenden sein, so lange nicht der Adler des reicherem Südens Dorsche, und der atlantische Ocean storn hervorbringt.

Ein Blick in die alte deutsche Marktkirche mit ihren niederen romanischen Bögen auf ungeheuren, vieredigen Pfeilern von rauhem, grauem Granit und ihrem zierlichen spätgotischen Chor, mit ihren alten Grabplatten, auf denen fliegende Hanseaten eingegraben sind, und wir wenden uns von der Geschichte wieder zur Gegenwart. Im Hotel Norge hat uns unser Norden, seitliche Dampfschiffahrts-Gesellschaft das Diner herrichten lassen, um unsern guten "Olaf Kruse" ein wenig süßern zu können; wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, um im Nygaards-Park am kleinen Binnenhafen recht gute norwegische Militärmusik zu hören und Bergens hellblaue Schönheiten vor uns Neute passieren zu lassen; am Gitter, von freundlichen Schuhleuten gekleidet, drängt sich das "Volk", lauter wohlgekleidete, wohlbeschulte, saubere Menschen; es gibt wenig Arme in diesem Lande, das so wenig Reiche aufweist. Dann haben wir ein gutes Mittag-mahl bei sehr mäßiger Musik und dürfen dann zwischen grünen Birken dreihundert Meter am Nordhang emporsteigen, um die Aussicht vom Fjeldveien zu bewundern.

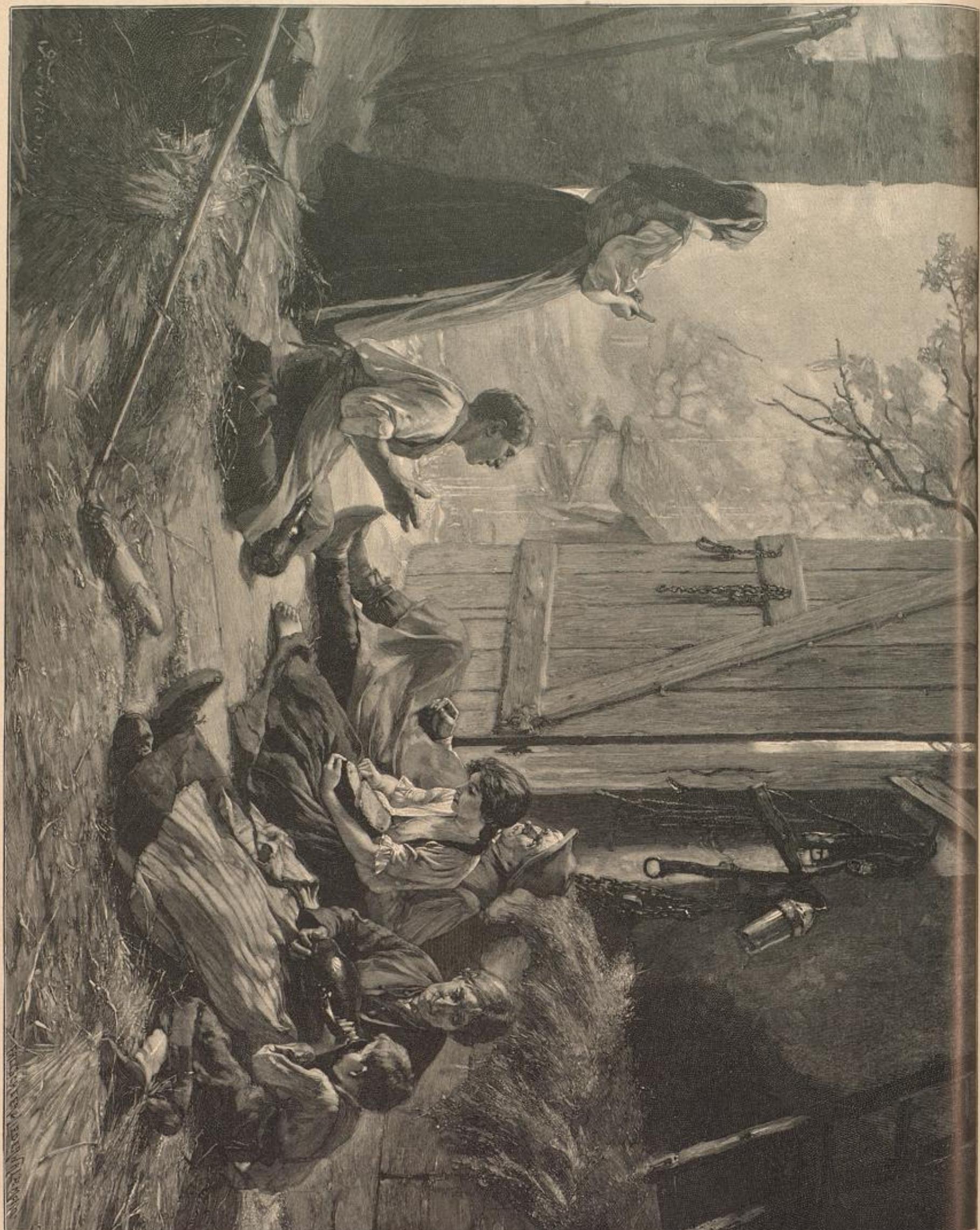
Es ist "gut geheizt", wie der Berliner sich ausdrückt. Unheimlich glüht die Sonne, keine Spur von Schatten! Aber es lohnt! Unheimlich ist der Blick auf die Stadt selbst, auf den von Masten starrenden Handelshäfen, auf den Kriegshafen, in dem mehrere norwegische Kriegsschiffe ruhen, auf den Binnenhafen mit seiner Fischer-Flottille, auf das steile Gebirge und das leuchtende Meer, aus dem sich Schären und größere Inseln herausheben, bis dahin, wo der Horizont wie ein geschlossener Stahlring das gewaltige Bild zusammenzieht.

Auf dem Rückwege fehlt uns in der Strand-Gade ein seltsames Bildwerk, eine Tafel von über Lebensgröße: ein wüster, herabgetommener Arbeitsmann, die Schnapsflasche in der Hand, saß die Klinke einer Brannwein-Wirthschaft; sein blaßes, verhämtes Töchterchen hält ihn schüchtern zurück. Es ist eine eindringliche Predigt ohne Worte, die der "Bergen'sche Kassehaus-Verein" hier gegen die Trunkucht hält. Wir treten ein, ein sauberer Zimmer, guiegeldeidete Arbeiter als Gäste. Aber man weiß uns treppauf ins Herrenstübchen, das wir hier nicht zu finden gewünscht hätten, wo eigentlich nur der Mensch dem Menschen menschlich näher treten sollte. Aber Absicht und Praxis sind gut; ein belebtes Butterbrot kostet fünf Ore, ebensoviel ein kleineres Glas Milch oder Kaffee. Wir halten diesen Weg für besser zum Ziele der Trunkucht-Bekämpfung, als den der Geise, die ihren Zweck zumeist verfehlten. So z. B. ist der glassweise Ausschank von Spirituosen hier ganz verboten, aber der lässigweise Verkauf gestattet, und so ist denn die Folge, daß man statt eines kleinen Cognac eine ganze Flasche kauft und natürlich auch trinkt, was entschieden nicht die Absicht des Gesetzgebers war.

Einundzwanzig Mal drohnen die Kanonen der Hafen-Batterie herüber, nicht uns zu Ehren! Ein russisches Kanonenboot dampft nordwärts, es trägt einen großen wissenschaftlichen Namen, Baron, und dient einem friedlichen, wissenschaftlichen Zwecke: es soll in Gemeinschaft mit einem schwedischen Kanonenboot auf Spitzbergen eine Gradmessung ausführen. Unmittelbar darauf werden auch wir die Tave los und dampfen ihm nach. Wir haben das kleinere und schwächerne Schiff bald überholt, aber nicht auf Rimmer-Wiedersehen. In Trondhjem fanden wir es zum ersten Male wieder; dort hatten zum Entseien der Einwohner die russischen Matrosen das Trinstwasser-Bassin der guten Stadt als Bade-Einrichtung benutzt: ja, ja, wenn der Rus' mal Anfälle von Heimlichkeit hat! Und zum zweiten Male fanden wir es in Hammerfest.

Ein merkwürdiges, hochborbiges Segelboot bleibt hinter uns; es sieht aus, als wäre es bei der Auction der unüberwindlichen Armada alt gefaßt worden. Mast und Rie bilden ein genau rechtiges Kreuz, hinter dem ein blutrothes Segel sich spannt. Noch fast eine Stunde lang sahen wir es, immer kleiner und kleiner, wie eine flackernde Flamme am Horizonte. Schwere Dunstmassen haben sich geballt, zwischen denen die Sonne düsterthoth sich zur Ruhe neigt.

Und wieder die märchenhelle Nacht und die Märchenfarben der Dämmerung mit ihren "Rosenfingern", wieder die ewig wechselnde, ewig neu reizvolle Küstenlandschaft mit Bergen und Buchten, Höfen und Dörfern, wieder weißsilberne Gleiterpanzer, die durch die stillte Nacht leuchten, bis der Capitän uns zu Bett schickt. Wie wir erwachen, geht der Kurs südlich, wir sind im Auwalds-Fjord, einer der schmalen, meererfüllten Schluchten, die der einhundertundachtzig Kilometer weit östlich sich ins Land erstreckende Sogne-Fjord nach Süden entendet. Eine gewaltige Natur! Dreitausend bis viertausend Fuß hoch recken sich beiderseits die prallen, grauen Wände empor, fast ebenso tief soll die Riesenschlucht sich unter dem Meeres-



Bei im Desperbrod. Nach dem Gemälde von G. Schleisinger.

Photographie-Betrag von Frau Hoffmann in München.



„Die sieben Schwestern“ im Geiranger.

spiegel hinziehen. Hier und da wird „ein Zügel des Laffens“ sichtbar, eine Zunge des ungeheuren Gletscherbedens, welches das ganze Plateau zwischen den Fjorden bedekt und dessen Schmelzwasser sich überall in wildschäumenden Stürzen über die Steilhänge hinabwirft. So unwirthlich ist diese großartige Berglandschaft, daß nur ganz selten einmal ein einjamer Fischer-Bauer Platz für sein Haus und Adergärtchen gefunden hat, hier an unzugänglich steinigen Steilwänden, auf denen sogar die Hühner Eifesen tragen müßten, um nicht herabzufallen (gerade wie im Thale der Bisp in Wallis), dort auf den spärlichen Schuttlegern an Stellen, wo die Berge ein wenig zurücktreten, sodah die Schlamm- und Geschiebemassen der Wasserläufe nicht unmittelbar im Meere versinken. Aber diese spärlichen Ansiedlungen heben die gewaltige Einsamkeit der selbsherrlichen Natur nur noch um so stärker hervor.

Dann steuern wir südwestlich in den engen Naerö-Fjord hinein. Als schwämme wir auf einem jener unglaublich tief ins Land eingedrungenen Cannons der Felsengebirge, so schluchtig eng, bis auf zweihundert Meter treten die dräuenden Felswände zusammen, über die in ungeheuren Gaslaben die Wildbäche niederdonnern, häufig in freiem Fall, sodah der Regenbogen über den zarten Schleiern tanzt. Dann wenden wir uns wieder südlich und erblicken in einem Rahmen von überwältigender Großartigkeit unser nächstes Ziel: Gudvangen.

Dieses Mal verübnähren wir Karriol und Stoltjärre und fahren mit Schusters Rappe das herrliche Naeröthal empor. Es ist die obere Stufe des Fjords, ein aus der See emporgetauchter Fjord, wie der Fjord ein ins Meer versunkenes Alpenthal ist. Scharf geht es empor durch lichten Birkenbusch am Eis entlang, dem riesigen Jordalsnut entgegen, der das Thal beherrscht, eine runde Kuppe aus hellgrauem Leberstein, die ganz ausschaut wie das lockige Haupt eines in Stein verwandelten Titanen. Bei einem wilden Trümmerfeld lassen wir den Kolos rechts und stehen jetzt hoch vor und über uns das helle Hotel Stalheim auf dem gewaltigen Riegel, der das Thal sperrt, dem Stalheimstieg. In sechzehn heißen Serpentinen geht es steil hinan, doch entschädigen für die Mühe schon unterwegs die beiden wunderbaren Fälle, die an der Straße niederbrausen, der gewaltige Stalheim-Fos, der seine Wassermassen thurmhoch aus seinem engen Tobel emporwirbelt, und der Sivle-Fos, der sie in stiller Beschaulichkeit in ein dunkles, grünes Bergwindefallen läßt. Und doppelt entschädigt dann, nach einem kleinen Trümme, die Fernsicht hinab ins ernste Naeröthal mit seinen Bergen und Almen, seinen verstreuten

Häuschen. Wahrlich, das Bläschen verdient seinen Ruf als einen der herrlichsten Aussichtspunkte des ganzen Nordlands!

Dann ging es wieder hinaus, erst nordwärts, dann westwärts, dem Ocean entgegen. Rechts aus einer Bucht grüßt eine Erinnerung an Tegnér's Frithjof's Sage: König Beles' und Tariens Torsionsbrabjüngel; und sie tauchen empor aus Kindheits-Erinnerungen, die geliebten Schatten, Frithjof, der Held, auf seinem Drachen Ellida, mit dem treuen Björn am Steuer, das gute Schwert Angurwadel an der Seite, und Hold-Ingeborg, die Königstochter. Wir hören den Sturm brausen, den des falschen Königs Zaubertrakt entfesselt, wir sehen den Brand des Baldur-Tempels und belauden den verschmachten, als Bettler verkleideten Helden am Hause König Rings, des Alten.

Doch was ist das? Die Schraube stoppt, die Ankertette rasselt nieder: wir stehn im Nebel und können nicht vor noch rückwärts. Dumpf-mühtönig heult die Sirene von Minute zu Minute ihr heiser warnendes lied. Das ist nicht anders in diesen engen Fahrsträßen. Da hilft nicht Kompaß noch Karte: wenn Nebel einfällt, weiß der erfahrenste Loofe nicht mehr ein noch aus, und die Schiffe müssen liegen bleiben, bis der Unhold weicht. Die See, soweit wir sie sehen können, ist spiegelglatt, und dennoch schwant das Schiff empfindlich: das ist die Dünung des Oceans, die unter der Oberfläche rollt; wie stark sie ist, können wir zuweilen an einer hohen schwarzen Schäre sehen, an der die Brandung mit hohen, weißen Schaumfammen stürmt. Wir sehen die Spritzer hinüberschlagen über eine ganze große Versammlung eifrig schnatternder Seevögel fort, die dort ihr Weien treiben. Der fröhliche General-Konjunkt Norwegens in Wien erklärt den lauten Content für die Generalversammlung einer Actien-Gesellschaft für Guano-Fabrikation und meint, daß Neuwalpen zum Aufsichtsrath stattfinden. Wir amüsiren uns so gut wie möglich: die einen werken doppelholzige Angeln aus und bolen auch richtig binnen einer halben Stunde fünf meterlange Doride aus der See, die zappelnd den Gnadenstoß empfangen, um bald darauf unser Souper zu veredeln; die anderen geben sich mit Eiser dem edlen Ringspiel hin, bei dem man aus der Entfernung seitengeschlagen Minge über einen Pfahl zu werfen hat. Und abends hatten wir „Soirée“ mit Konzert und Deßlamation. Wildenbruch's kraftvolle Ballade von König Haralds beiden Rossen paßte prächtig in die Umgebung. Nach heitem Trinkgesichte im engeren Kreise der Herren gingen wir schlaflich schlafen.

Morgens lagten wir immer noch fest, und schon tauchte bange Sorge auf, ob wir nicht etwa das Nordkap-Schiff in Tromsheim verfaulen würden; aber da segte ein Windstoß über die See, der dümmen Schleier zerriß, der uns nebst gefesselt hatte, beller Sonnenchein funkelte wieder auf den blitspenden Wellen, und wir konnten in den Store-Fjord einlaufen. Am Jörund-Fjord müssen wir vorüber: wir haben durch den Nebel die Zeit verloren, ihn zu besuchen und die berühmte Tour über Land von seiner Südspitze bis nach der Südspitze des benachbarten Sunelv-Fjords, nach Hellesylt, auszuführen. Nur den wundervollen Thalschlüß, echt alpin, schwarze Fels-Pyramiden in den kühnsten Formen, Zacken, Thürme, Grate und Schrotzen, alles wie mit Zuder bebudert, dürfen wir im Vorbeifahren ge-

nischen. Und jetzt tauchen dieselben baroden Felsköpfer überall über dem Süduse auf, sodah das Auge nicht Zeit genug, zu genießen, und der Kodal unserer Mit-Passagiere nicht Platten genug zum „Mitnehmen“ hat. Immer wilder, immer großartiger, immer „hochalpiner“ wird die Landschaft. Wir biegen südlich in den Sunelv-Fjord ein, mitten hinein in diese meerbeipülte Hochgebirgspracht. Zwischen steilen Mauern fahren wir dahin, über die es von Wasserfällen nur so herabbrausdt, die sich aus den Schneefeldern hoch auf den Gipfelhöhen speisen. Wie im Leben Jah ich so viele, nicht einmal im Gotthardthale bei Airolo im Februarjahr, nicht einmal im Hardanger! Sie bilden an einzelnen Stellen förmliche Silbernehe auf dem schwarzen Gestein!

Es ist wieder Abend geworden, ohne daß man sich satt sehen konnte, und wieder färbt sich die Natur mit den herrlichsten Farben ihrer Palette. Die Berge unten im Schatten sind blau-schwarz, rosig leuchten oben die Schneefelder, tief flaschengrün atmet unten die See; und hinter uns, überm Stor-Fjord, in die Sonne noch von Nordwesten her hineinleuchtet, liegt ein unbeschreiblich wunderlicher Abendblust auf den Bergen, der zarteste Sammet von Purpur-Violett. Und rechts und links thürmen sich immer höher und troziger die Bergköpfer auf; an alte, liebe Bekannte aus unseren Alpen gemahnen sie uns: dort trägt der Säntis majestatisch seinen wallenden Hermelin-Mantel auf den breiten Schultern, hier ragt der Doppelgipfel der Degethaler Wildspitze mit dem scharfgeschwungenen, mit drohenden „Wächtern“ gepanzerten Grate, und dort lässen die ungeheuren Schneeflare unserer baterischen Zugspitze, zwischen denen die schwarzen Delszäden der Gipfelgrate aufragen. Lawinen-Rinnen durchqueren überall die steilen Schneefelder, und alte, graue Trümmer unten am Wasser zeigen an, daß die „schlummernde Löwin“ auch hier den Wald niederrüschmettern weiß.

Und nun biegen wir links, nach Osten ab, in den herrlichsten aller südnorwegischen Fjorde, den Geiranger, hinein. Und die von all dem Schönen schon fast ermüdeten, fast überättigten Sinne werden noch einmal mächtig gefestelt durch die gewaltigste Natur. Gleich am Eingang liegt eine in tausend Trümmer geborsteene Lavine im Meere; wir sehen oben in einer wilden Klüft den frischen Bruch an dem Schneefelde, das seinem unteren Theil hier hat herabgefahrene lassen; ein Glück, daß wir nicht gerade darunter waren. Denn thurmhoch müssen die empörten Wellen hier in dem engen Sunde emporgezüchtet sein, als die ungeheure Masse aus schwundender Höhe hineindonnerte, und wehe dem Schiffe, das in diesen Strudel geriet! Dann geht es oftweits zwischen himmelhohen Wänden, über die die Wasserfälle hinabbrausen: in stolzer Höhe ragt nördlich das gewaltige Laushorn aus seinen Schneefeldern, über die schwarze Wand wehen die zarten Schleier der „Sieben Schwestern“, die „Kangel“ hängt an der Südwand hoch über der Zuth, und nun wird Merot sichtbar, und über dem weiten Amphitheater von Geiranger hebt sich zu eintausendfachthundert Meter Höhe die riefige Pyramide des Saathorns.

Es ist halb zwölfe Uhr nachts, aber wir steigen an Land, um die „Ulfungen“ zu bewundern. An steilen Wänden empor, die kehren der Fahrstraße abschneidend, schlummern wir als erste „Dolomiterische“ Bergaußwärts. Jeder Tritt und Griff ist deutlich erfassbar, als wäre es Mittag und nicht Mitternacht. Unten am Fjord stehen die Apfelbäume im vollen Schmuck ihrer jungen Blüthe, oben rauschen die Birken. Auf dem Wege oben am Berge begegnet uns ein Trupp junger Leutchen, Arm in Arm, die die helle Nacht nicht schlafen läßt. Hell tönt ihr schwermütiger Gesang über das Thal. Und jetzt ist der Aussichtspunkt erreicht; weit liegt der Blick über die Wand hinab bis zum Fjord, wo unseres Dampfers Rüttensender schwimmen, und über die hohen Schneberge im Westen. Jede Farbe ist klar wie am Tage, jede Einzelheit des Reliefs deutlich erfassbar, da ist nichts von der märchenhaften Halbhelle unserer südländlichen Mondnächte, wo alle Farben und Formen in eine einzige, dünle Schattenmasse zusammenschließen, die sich in scharzen Contouren vom hellen Himmel abhebt. Und schaut, dort drüber im Südwesten, an den steilen Felsenfeldern des Saathorns, klettert der lichte Sonnenchein schon wieder herab, fein rosiges Morgenglühen, sondern wirkliche, silberne Tageshelle. Und es ist eben halb zwei Uhr!



Am Geiranger-Fjord.

Wir sind bis zum „Knoten“ hinaufgestiegen, wo die Chauffée über sich selbst hinführte, indem sie in einer langen Schleife den Bilduft oben überschreitet, unter dem sie vorher hinaufgegangen. Wenige Schritte weiter aufwärts ist der Weg schon durch den Schnee gegraben, vierhundert Meter über dem Meere! Und dabei ist es so warm, daß wir heißen Steiger unsere Flasche Bier im Freien trinken können, ohne eines Mantels zu bedürfen. Dann haben wir einen schnellen Blick in die furchtbare Schlucht des Hydalsdjurs geworfen, eine wahre „Hölle“ von Klamm, durch die der Fluß in Cascaden schwimmt, und sind dann lachend pfadlos den Abhang hinabgesprungen. Und nun fahren wir wieder thalaus und halten noch einmal auf dem einsam gewordenen Ted unsre Andacht vor der riesenhaften Natur des Geiranger. Und andächtig gehen wir zu Bett.

Nachdruck verboten.

Hertha's Sommerfest.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

(Schluß.)

III.

 Ellinor hatte die Kinder veranlaßt, ihre Spiele im Freien zu beginnen, und versprochen, gleich hinterher zu kommen. Nun schritt sie ergeht an den Flügel heran, blätterte in den Noten, die darauf umherlagen, und fragte halblaut, sodaß es die abräumenden Mädchern nicht hören konnten:

„Ich bin entsezt, Hellmuth. Wist Du's denn wirklich?“

„In Lebensgröße!“ tuschelte er zurück. „Ich hatte keine Ruhe mehr, weil ich kein Lebenszeichen erhielt. Dann hörte ich auch von Graf Nödern, daß man Dich verloben wollte —“

„Ah!“

„Und da sauste ich den fünen Entschluß, Deiner Mutter ohne viel Federlesen unter die Augen zu treten —“

„Als Klavierpieler?“

„Unsin! Das kam durch einen schmurrigen Zufall. Ich merkte es erst gar nicht, bis ich hier Polonaise spielen sollte. Na, und da dachte ich: 'reingeritten oder 'reingefahren! Die günstigste Zeit scheint du vorläufig nicht getroffen zu haben und die erste Bitte darfst du deiner künftigen Schwiegermama nicht abdragen! Vorwärts mit frischem Ruth, Lieb' ist dein Panier!“

„Welcher Leichtsinn! Wenn nun der richtige Niehus kommt? Denn mit dem scheint man Dich verwechselt zu haben!“

„Dann platzt eben die Bombe!“

„Um Gottes Willen! Auf keinen Fall! Du mußt sofort gehen. Ich werde die Kinder schon befriedigen, wenn noch Musik nötig ist!“

„Wie kann ich? Das wäre ja —“

„Ich will schon alles erklären. Du hast eine Privatstunde gehabt oder eine Abend-Einladung —“

„Wie schön Du liegen kannst, nur um mich los zu werden!“

„Ich muß, damit wir nicht in Ungelegenheiten kommen! Ich ängtigte mich zu Tode, so lange Du hier bist!“

„So werde ich dieses gastliche Haus denn verlassen!“ sagte er gesessen. „Und wann bekomme ich Ihre Verlobungsanzeige, gnädiges Fräulein?“

„Ah Gott, Hellmuth, sei doch vernünftig!“

„Wenn man fünf Wochen auf einen Brief wartet und keinen bekommt?“

„Das will ich Dir alles noch erklären, ehe Du gehst! — Warte auf mich draußen in dem Platanen-Gange links vom Hause. Die Mädchern beobachten uns hier schon!“

Wie sie nach einem flüchtigen Besuch der jungen Damen, die sich auf einem großen Rasenplatz mit Ballspielen beschäftigten, auf den Platanen-Gang zusteuerte, um dem fünen Eindringling die verprochenen Aufschlüsse zu geben, freute der junge Lorenzen ihren Psal. Er hatte sie seit ihrer Ankunft nicht aus den Augen gelassen und brannte vor Ungeduld, sein Glück zu versuchen.

„So traumverloren, Fräulein Ellinor?“ bandelte er nicht allzu geistreich an, indem er sie vertraulich am Arme berührte. Sie wisch einen kleinen Schritt zurück, sodaß seine Hand heruntergleiten mußte, und sagte ziemlich abweisend:

„Ich habe Kopfweh, Herr Lorenzen!“

„Ihre Frau Mama erzählte es mir schon. Ist noch keine Besserung eingetreten?“

„Augenblicklich sogar eine Verschlimmerung!“ erklärte sie ungeduldig. „Aber das glitt an ihm ab, wie seine Hand zuvor an ihrem Seidenärmel.“

„Sie grübeln zu viel!“ sagte er eindringlich. „Sie leben zu einsam!“

„Im Gegenteil, jede Unterhaltung greift mich an!“ gab sie zurück; denn sie wollte es um keinen Preis zu der Erklärung kommen lassen, die ihr seines Gefühl längst gewittert hatte.

„Und doch haben Sie eben noch diesen Einfaltspinsel, den Klavierlehrer da drinnen, eines Gespräches gewürdig, das den Menschen sicher noch arroganter gemacht hat, als er schon ist!“ bemerkte er mit einer leisen Schärfe.

Sie konnte es nicht bindern, daß ihr das Blut in die Wangen stieg vor Erregung über diese Herausforderung ihres Geliebten. Ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie erwiderte:

„Sie zeigen eine Theilnahme für mich, die ich wirklich nicht verdienne! Im übrigen muß ich Ihnen sagen, daß ich den von Ihnen so niedrig eingeschätzten Herrn weder einfältig noch arrogant gefunden habe. Er ist interessanter, wie mancher andere — glaubt!“ erklärte sie, mit einer absichtlichen Pause vor dem letzten Worte.

„So kennen Sie ihn nicht erst seit heute?“

„Würde ich mir sonst ein so bestimmtes Urtheil erlaubt haben?“ fragte sie zurück.

Er biss sich auf die Lippen. Die holde Ellinor war offenbar schlechter Laune. Nichts überstürzen! hatte Mama Schlobach gesagt. Nun gut, er konnte warten. Und mit ein paar glatten, nichsiggenden Redensarten wandte er sich nach der eben auf der Freitreppe vor dem großen Speisesaal austauenden Herrin des Hauses hin.

„Endlich!“ murmelte Hellmuth, der durch die Lücken eines August-Strauchs das Gespräch der beiden beobachtet hatte, ohne hören zu können, was für Angriffe und Paraden dabei gewechselt wurden. „Also Du wolltest mir schnell noch erzählen —“

„Gewiß. Nur laß uns tiefer in den Park gehen, damit

wir ungestört sind. Ich konnte Dir nicht schreiben, weil ich Mama fest hatte versprechen müssen, ihre Erfundigungen über Dich abzuwarten!“

„Ah, — so wußte sie — ? Hattest Du — ?“

„Rein. Eine Bekannte von Mama hatte uns in Holdberg auf dem Bahnhof gesehen und natürlich sofort liebvolle Anfrage gehalten. Mama hat sich gestellt, als wenn sie vollständig unterrichtet wäre, und der Sache den Charakter der Zufälligkeit gegeben, mich aber dann ins Gebet genommen und volle Wahrheit verlangt. Natürlich hat's eine böse Stunde gegeben. Sie will durchaus diesen Lorenzen zum Schwiegerjohn und schildert daher bei jeder Gelegenheit die lieben Lieutenant's nicht nur als überlängige Pflichtvertreter, sondern auch als die leichtfertigsten Lebewesen, die man sich denken kann. Wie die Erfundigungen über Dich ausgefallen sind, weiß ich nicht. Von Tag zu Tag werde ich hingehalten und an mein Wort erinnert, jeden Verkehr mit Dir zu meiden. Aber ich breche demnächst eine Gelegenheit vom Baun, sei deinen sicher! Jetzt aber geh, Hellmuth; denn daß ich hier mit Dir plaudere, ist doch eigentlich auch gegen mein Wort!“

„Ich bin der Klavierlehrer Niehus, und als solcher —“

„Ein Taugenichts bist Du, ein Wogehals; Till Eulenspiegel ist sicher einer Deiner Ahnherren gewesen! Fort jetzt mit Dir! Wenn ich von den Birken zurückkomme, hast Du höchstens die Pforte hinter Dir!“

„Und das ist Alles, was Du mir zu sagen hast?“

„Sowie die Situation geklärt ist, bekommenst Du ein Telegramm. Und das, hoffe ich, wird nicht allzulange mehr dauern. Bruder Waldemar sieht nämlich halb und halb auf meiner Seite! Bist Du nun zufrieden?“

„Nein!“

„Gräßlicher Mensch. Ich stehe hier wie auf Kohlen! Was denn nun noch?“

„Einen Kuß, Ellinor!“ sagte er lachend. Und dabei hatte er sie auch schon im Arme und nahm statt des einen ein gutes Dutzend, der Räuber.

Dann aber trennten sie sich, und er ging vorsichtig den Weg zurück, um den Ausgang möglichst schnell und unbemerkt zu gewinnen. Als er in die Schweite des Hauses kam, wandte er seinen Schritt zu einem möglichst forglosen Schlendern um. Glücklich hatte er auch schon das schöngeschilderte Renaissance-Thor mit der stilvoll angefügten Seitenpforte erreicht, da rief ihn jah Hertha's fröhliche Stimme an:

„Herr Niehus! — Herr Ni-i-i-ehus!“

Natürlich mußte er sich umwenden und seine Flucht verschieben. Strahlend kam die kleine nähergesprungen und sagte:

„Fabian sucht Sie schon überall. Wollen Sie denn nicht auch Kaffee trinken? — Nicht wahr, nachher spielen Sie uns ein paar hübsche Tänze? Mama hat's erlaubt! — Und wenn Sie mir jetzt gleich, ehe Sie hineingehen, einmal helfen wollten, den dummen Ball da aus den Schwertstilen am Goldfischteich zu angeln, so — so —“

„Nun, was?“ erkundigte er sich belustigt.

„So würde ich Mama quälen, daß Sie mir Klavierstunde geben müßten!“ ergänzte sie, rot werdend, und fragte etwas ängstlich hinterdrein: „Sind Sie sehr streng?“

Er zog die Stirn hoch und nickte.

„Eilig streng!“ sagte er dazu.

„Wirklich?“ entgegnete sie bestroffen und sah ihn mißtrauisch von der Seite an. „Ich glaube, alle Klavierlehrer sind streng!“

Das kam mit einem so drolligen Seufzer heraus, daß er das Lachen nicht lassen konnte.

„Bleibe nur lieber bei Deinem alten!“ rief er ihr dann. „Aber den Ball wollen wir trotzdem herausholen, wenn aus unserem pädagogischen Verhältnis auch nichts wird!“

Er trat mit ihr an den künstlich angelegten Teich heran und nahm ihr den kleinen Rechen aus der Hand, mit dem sie selbst vergeblich versucht hatte, des Ausreißers habhaft zu werden. Aber der Rand war so schlüpfrig, daß er beinahe das Gleiche gewiß dabei verloren hätte, wie er sich vornüberbeugte und die kleine, blaue Gummifugel herausbalancierte.

„Holla!“ rief er und sprang noch im richtigen Augenblick zurück, lachend den Ball auf den Rasen schleudernd. Dabei aber streifte er mit dem Hut den Ast einer am Ufer stehenden Pappel, und ehe er sich's versah, schwamm der blinkende Cylinder auf der braunen Fluth dahin wie ein vom Orkan auf die Seite gelegter, dem Untergange geweihter Dampfer.

Hertha ließ einen hellen Schrei des Schreckens erschallen, während er sich vergeblige Mühe gab, diesen neuen Durchgänger zurück zu bringen. Lange dauerte es nicht, so hatten sie auch Publikum: Kinder und Hausbediente, die sich an der lustigen Jagd beteiligten, bis das schwarze Ungeheuer endlich an den Rand bugsiert war und dem nassen Elemente trudelnd entnommen werden konnte.

„Ja, nun weint er über seinen schlechten Streich!“ sagte Hellmuth lärmig zu den ihm aufmerksam beobachtenden Kindern, worüber diese natürlich in ein helles Gelächter ausbrachen. Hertha hatte ihr Taschentüchlein schon bei der Hand und wollte trocknen helfen, was übrigens seine allzu glänzenden Resultate gezeigt hätte; denn das Bad war ziemlich gründlich gewesen.

Da trat die Frau des Hauses zu der Gruppe; ein leises Lächeln lag über ihr Antlitz, als sie die Kinder alle um den jungen Mann verammelt sah. Kinder haben einen so feinen Instinct. Dieser Niehus war sicher ein „prächtiger Mensch.“

„Sie haben Unglück gehabt?“ fragte sie bedauernd. „Aber bemühen Sie Sich doch nicht unnütz; das hilft Ihnen nicht viel. Vielleicht läßt er sich wieder aufbügeln. Vor allem muß er bei mäßiger Wärme getrocknet werden. — Lieber! Nehmen Sie ihn mit in die Küche und hängen Sie ihn über den Herd! Aber nicht zu dicht!“

„Gnädige Frau!“ bat Hellmuth. „Der trocknet auch so. Lassen Sie ihn mir nur!“

„Aber weshalb? Sie haben doch Zeit? Und im Salon wartet Ihr Kaffee!“

„Ja, nein, — das heißt, ich muß eigentlich fort —“

„O!“ murmelten die kleinen Mädchern betrübt.

„Das finde ich aber nicht nett! Sie sind unser Gast und dürften nicht vor der Zeit ausreisen!“ erklärte Mama Schlobach wohlwollend.

„Ich würde auch sehr gern bleiben. Aber die Pflicht —“

„Was für eine Pflicht? Wollen Sie noch eine Privatstunde geben?“

Er nickte etwas verlegen.

„Ach, Sie wollten uns doch nachher Tänze spielen, Herr Niehus!“ erinnerte ihn Hertha.

„Dein Fräulein Schwester wird das übernehmen!“ beruhigte er sie.

„Ellinor mit ihren Kopfschmerzen?“ maulte das kleine Fräulein.

„Geht es nicht, wenn ich jemand hinschicke und bitten lasse, die Stunde heute zu verschieben?“ fragte Frau Schlobach.

„Nein, — nein, — wirklich nicht!“ entgegnete er hastig.

„Bei wem ist es denn?“

„Bei, — bei, — ah, — o, ich werde selbst hingehen und darum bitten. Dann läßt es sich vielleicht arrangieren.“

„Heili! Heili!“ riefen die kleinen Mädchern und klatschten in die Hände.

„Gut!“ nickte zufrieden Mama Schlobach. „Fabian geht aber erst, Ihnen einen anderen Hut holen. Er weiß ja, wo Sie wohnen!“

„Um Gottes Willen!“ stieß er hervor und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, obgleich sein Taschentuch vom Hau noch flatshaf war. „Das hätte ja gar keinen Zweck. Da же so lange den Cylinder auf und lasse ihn nachher trocknen —“

„Damit die Leute hinter Ihnen herlaufen! Nicht doch! Fabian muß so wie ja in die Stadt, — also —“

„Wenn ich Sie bitten darf, gnädige Frau, lassen Sie das mit dem Hut!“

„So können Sie doch aber nicht fort!“

„Rum denn, so entschuldige ich mich morgen bei den — ah — Leuten und bleibe!“

„Na, sehen Sie wohl, zureden hilft!“ lachte die alte Dame und ging mit ihm den Hause zu, während die Mädchern wie ein Schwarm heller Vögel wieder dem Spielplatz zu eilen und ließen sich mit dem tüchtigen „Tintenpropfen“, wie August, der Kutscher, ihn nannte, in die Küche verzög.

„Die Götter wollen Dein Verderben!“ dachte der arme Lieutenant, wie er sich an dem appetitlichen Käsetellischen niedrig und Frau Schlobach ihn dabei auf eine Havanna-Liege aufmerksam machte, die zu seiner Verfügung stiehe. „Vorläufig ist es übrigens nicht sehr schmerhaft!“

Mama Schlobach traf gleich, nachdem sie ihren neuen Schüping seiner Havanna überlassen, mit Ellinor zusammen.

„Ich möchte mit Dir reden!“ sagte sie ernst. „Hat Lorenzen schon mit Dir gesprochen heute?“

„Ja. Aber ich erzähle Dir das lieber morgen. Es ist nicht von Wichtigkeit!“

„Wie?“

„Ah Gott, laß mich doch. Ich will den Kindern noch ein paar Walzer und Polka's spielen und muß mir dazu die Noten zusammen suchen.“

„Das brauchst Du doch nicht. Das besorgt der Herr Niehus.“

Ellinor lächelte ein wenig boshaft. Der Herr Niehus war Gott sei Dank, über alle Berge.

„Herr Niehus hat sich vorhin entschuldigt; er mußte fort.“

„Aber Mama!“

„Was erregt Du Dich denn darüber?“

„Das ist nicht recht von Dir. Du hättest ihn gehen lassen sollen!“

„Ja aber weshalb?“

„Ah Gott, weshalb!“ erwiderte sie verlegen. „Der Mann verliert vielleicht eine Stunde dadurch.“

"Oben an der See. Sie bauen ausschließlich Kriegsschiffe, von denen Du nichts wissen willst!"

"So eine Bande!" stöhnte Lorenzen. Er war offenbar in einem Zustande äußerster Erregung.

"Was erzählen Sie Sich bloß, Lorenzen?" fragte Waldemar. "Deshalb weniger Schlächten können ja geübt werden. Die obstinaten Gefallen sind doch halb und halb Ihre Bundesbrüder, wenn auch nur unfreiwillig!"

"Ich danke für diese Bundesbrüderlichkeit!" rief Lorenzen ärgerlich. "Aufsässiges Gesindel ist es, das nie genug bekommen kann! Man sollte das Militair einschreiten lassen, um sie zur Raison zu bringen!"

Über Rehna's Gesicht sleg ein Schimmer von heimlicher Freude, als er sich möglichst trocken erkundigte:

"Das überflüssige Militair?"

Elinor warf ihm einen warnenden Blick zu, aber er sah ihn nicht, weil er die Wirkung seines Einwurfs beobachten wollte. Ein gereizter Ausdruck legte sich auf das sonst so glatte Antlitz Lorenzen, und mißmutig zischte er hervor:

"Mischen Sie Sich nicht in fremde Angelegenheiten, Herr!"

"Aber Ruhe, Lorenzen!" bat Waldemar. "Was haben Sie denn? Sie sind ja ganz aus dem Häuschen!"

"Ah was, da soll man nicht wütend werden! Der Streit kostet mich mehr, als Sie ahnen können. Dreißigtausend Mark segt ich wenigstens zu! Da dankt man wahrhaftig für faule Worte!"

"Ja, sind Sie denn direkt dort engagiert?"

"Leider Gottes ja!"

"Entschuldigen Sie nur," sagte Rehna jetzt, dem auch der Zorn ein wenig ins Blut gestiegen war; "ich konnte doch nicht wissen, daß ein so zielvoller Friedensfreund mit seinem Gelde Panzerschiffe bauen hilft!"

"Kümmern Sie Sich lieber um Sonaten und Etüden! Was geht Sie mein Geld an!" schaute Lorenzen empört. Aber der "gräßliche Mensch" ließ sich durchaus nicht verblüffen, und es tat Mama Schlobach jetzt wirklich heimlich leid, daß sie ihn nicht doch mit seinem aufgeweckten Cylinder hatte ziehen lassen.

"Nichts, Herr Lorenzen!" sagte er mit jenem Anflug von Humor, der in solchen Situationen wie das rothe Tuch auf den Stier zu wirken pflegt. "Da haben Sie vollkommen recht. Ich interessiere auch nur Ihre Friedensliebe, die plötzlich nach Soldaten schreit, wenn eine brave Dividende in Gefahr gerath!"

"Herrrrr!" kicherte Lorenzen, glühend vor Zorn. Und talt wie ein Kneipp'scher Onkel stotzte er darauf von Rehna's Lippen:

"Ich siehe Ihnen jederzeit gern zur Verfügung!"

Die Hausfrau war außer sich über diese Scene. Dieser Klavierlehrer war ja abschaulich. War es nicht lächerlich, was er da zuletzt gesagt hatte? Und trotzdem, — es hatte gefungen, wie von einem geborenen Edelmann. Lorenzen hatte sich aber auch eine Blöße gegeben, die unverzeihlich war.

Sie trat an ihn heran, um der Situation eine andere Wendung zu geben.

"Sind Sie denn wirklich dabei so in Mitleidenschaft?" fragte sie leise.

"Gewiß!" antwortete er, nervös mit den Fingern trommelnd.

"Ich verstehe das nicht!" entgegnete sie, offenbar verstimmt.

"Ehrlöse Frau, Geschäft!" sagte er und zuckte die Achseln. "Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihr gästliches Heim jetzt verlassen muß. Aber ich habe es wirklich eilig! Später erkläre ich Ihnen einmal, wie das zusammenhängt! — Leben Sie wohl! — Auf Wiedersehen, Fräulein Elinor! — Gute Nacht, Waldemar!"

Und nach einer kurzen, steifen Verbeugung gegen Rehna schritt er zur Thür hinaus, jede Begleitung abwehrend.

"Wer ist denn eigentlich der forsch Kerl, der Deinem geliebten Lorenzen da so niedlich die Wahrheit gesagt hat?" fragte hastig Waldemar seine Mutter, während Elinor den Augenblick benutzte, "Herrn Nieuhs" ihre volleste Missbilligung zuzugehen.

"Der neue Musiklehrer. Hagen konnte ja nicht, weil er eine schlimme Hand hat. Ich habe ihn unvorsichtiger Weise zum Bleiben gewünscht, weil er mir anscheinlich sehr gefiel und auch sein Hut in's Wasser gefallen war. Und nun singt er solche Sachen an!"

"So unrecht hatte er gerade nicht!"

"Es ist mir aber furchtbar peinlich. Vielleicht empfiehlt er sich bald. Hoffentlich ist sein Hut jetzt trocken. Ich werde Fabian mal darnach schicken!"

"Und wie heißt diese musikalische Brennessel?"

"Nieuhs, glaub' ich."

"Nieuhs? Nein. Den kenne ich nämlich zufällig."

"Aber freilich. Fabian ist doch in seiner Wohnung gewesen!"

"Oh, — das wäre doch komisch. So kann sich unmöglich ein Mensch in drei Tagen zu seinen Gunsten verändern! Aber das wollen wir gleich haben!"

Und mit einer höflichen Verbeugung gegen Rehna nannte er seinen Namen, um diesen zu dem gleichen Act zu veranlassen. Rehna murmelte aber nur etwas sehr Verständnisloses durch die Zähne. Er hatte vor, den gordischen Knoten zu zerren und wartete auf einen zustimmenden Blick Elinor's.

"Nieuhs?" fragte Waldemar indessen und that so, als ob er gar nichts anderes hätte verstehen können. "Aber Mensch, wie haben Sie Sich verwandelt. Das ist ja großartig! — Das Kunststück mit dem Schellenhah, was Sie uns vorgestern auf der Regelbahn gezeigt haben, müssen Sie mir übrigens nachher nochmal vorführen!"

Rehna schwitzte fast Blut. Er wartete jetzt den Blick Elinor's nicht mehr ab.

"Sie sind im Irrthum, Herr Schlobach!" erklärte er laut, und man hörte es seiner Stimme an, wie wohl es ihm that, endlich die Wahrheit zu sagen. "Ich bin nicht der Herr Nieuhs, für den Sie mich halten, und ich kann auch keine Kartenkunst studieren!"

"Ah, —" sagte Waldemar mit einem triumphirenden Blick auf seine Mutter, deren Augen immer größer wurden, während Elinor sie angstlich beobachtete.

"Ja, aber, —" stammelte Frau Schlobach.

"Ehrlöse Frau, verzeihen Sie mir armem Sünder. Ich kam, weil Gott, in einer ganz anderen Absicht zu Ihnen, als Kindermaul zu machen und Ihnen schließlich die Abendtasse zu fören. Aber Sie haben das Misverständniß selbst angezettelt, als Sie mich an der Pforte so liebenswürdig in Empfang nahmen und mir erzählten, daß Ihr Fräulein Tochter mich schon vom Fenster aus gesehen und mit Schmerzen er-

wartet hätte! — Daß es Ihre Elfjährige war, erfuhr ich nicht früher, als ich Polonaise spielen sollte!"

"Ja, aber um Gottes Willen, wer sind Sie denn?" fragte ganz geschnitten über ihren fatalen Irrthum die Hausherrin.

"Ich bin, — ja es hilft nun einmal nichts, — der Lieutenant Helmuth von Rehna von den blauen Husaren in Blankenstein," erklärte er aufatmend, "und kam mit dem festen Vorlage Sie um die Hand Ihrer Tochter Elinor zu bitten!"

Frau Schlobach sank in ihren Stuhl zurück und atmete schwer. Elinor eilte zu ihr und beugte sich über sie. Waldemar aber konnte ein frohes, erlösendes Gelächter nicht länger unterdrücken.

"Das ist einfach einzig, liebe Mama," rief er vergnügt. "Du hast ihm wirklich für den Klavierpauker Nieuhs gehalten und —"

Ein herzliches Lachen überwältigte ihn wieder; er konnte nicht weiter sprechen. Die alte Dame richtete sich auf; sie war ärgerlich über sich, mehr noch über den Sohn, der die Sache so von der lächerlichen Seite nehmen konnte.

"Warum haben Sie mir denn nicht nachher gesagt, daß —"

"Daran war ich schuld!" erklärte Elinor tapfer. "Ich wollte nicht, daß Du zu den Aufregungen dieses Tages diese Begegnung haben solltest, umso weniger, als Deine Erfahrungen noch immer nicht zu einem Resultate geführt hatten!" Hier pfiff Waldemar leise vor sich hin. "Herr von Rehna hätte unser Haus auch längst wieder verlassen, wenn nicht der fatale Zwischenfall mit dem Hute gekommen, und Du ihn nicht geradezu festgehalten hättest!"

Frau Schlobach wiegte den Kopf hin und her. Sie wußte nicht, was werden sollte.

"Ehrlöse Frau," sagte jetzt Rehna warm, "es scheint fast, als hätte es das Schicksal nicht anders gewollt. Ich war wirklich wie sein willloser Spielball heute bis auf den Schluss, wo mir mein Uebermuth einen Streich gespielt hat, dem die zwei Seelen in Herrn Lorenzen's Brust so komisch vorluden!"

"Sie haben über mich Auskünfte eingeholt, — allzu Arges fann Ihnen dabei doch nicht zu Ohren gekommen sein?"

"Im Gegentheil, dächt' ich!" warf Waldemar aufmunternd ein und sandte Elinor einen fröhlichen Blick zu. "Und Deinem lieben Lorenzen hast Du doch vorhin auch einmal in die Karten sehen können!"

"Ich frage also feierlich," fuhr Rehna fort: "Wollen Sie mir Ihre liebe Tochter Elinor anvertrauen?"

"Mutter, liebste Mutter!" bat Elinor, die alte Dame umschlingend. "Sage nicht Nein!"

Frau Schlobach kämpfte noch einen kurzen Kampf; dann sagte sie, sich ergebend:

"Kunst denn, so sei es!"

Inniger hatte Elinor die Mutter wohl niemals geküßt. Das empfand sie auch gerührt und reichte daher dem Bräutigam, der ihr seit seinem Eintritt in's Haus so sympathisch gewesen war, herzlich beide Hände.

"Aber nicht wahr," bat sie dabei, "duellirt wird nicht?"

"Auf keinen Fall!" entgegnete statt Rehna's Waldemar. "Ich werde schon sorgen, daß sie sich vertragen; wenn ich auch nicht Mitglied Deiner 'Gesellschaft der Friedensfreunde' bin!"

Draußen aber stand Fabian, dem der Schluss-Alt dieses dentwürdigen Sommerfestes nicht entgangen war, mit Liedern zusammen und sang mit unnachahmlicher Überlegenheit:

"Fabian hat 'mal wieder recht behalten! Ich hab' es gleich geahnt. Der Nieuhs is 'ne ganz and're Nummer!"

Nachdruck verboten.

Künstlerische Photographie.

Von Franz Goerke.

Es ist umstritten, ob die Photographie eine Kunst sei oder nicht, — eine Frage, die selbst bei den Künstlern zu widersprechenden Urtheilen führte. Die einen lassen das Wort "Kunst" in der Photographie überhaupt nicht gelten, die anderen zeigen liebvolles Eingehen in das künstlerische Empfinden der Liebhaber-Photographie.

Doch man seit Erfindung der Photographie bemüht gewesen ist, eine gewisse Art künstlerischer Bestrebungen in dieselbe hineinzulegen, zeigen uns schon die alten Daguerrotypien, aber Jahrzehnte vergingen, ohne daß diese künstlerische Seite der Photographie irgend welche wesentliche Fortschritte mache.

Je leichter die Beherrschung der Technik in der Handhabung des Apparates, je leichter die Überwindung der mechanischen Schwierigkeiten wurde, desto größer wurde die Zahl der Amateure-Photographen, die zu einer Legion anschwoll. Aber die Meisten von ihnen brachten der Photographie so wenig künstlerisches Empfinden entgegen, sie betrachteten dieselbe als eine Spielerei, als einen lustigen Zeitvertreib, und wenn sie ihr auch alles operten, Zeit, Geduld und Geld, so fehlte ihnen die Hauptfache: der künstlerisch veranlagte und geschulte Blick, das Verständniß für das Wesen einer künstlerischen Aufnahme.

Da sonderte sich eine kleine Gruppe von der großen Menge der Amateur-Photographen ab, der das Ziel vorschwebte, mit Hülfe der Camera Werke von künstlerischem Werth zu schaffen, Werke, die alles Schablonenhafte der Photographie abstreiften und sie zu einem Kunswerke erheben sollten. Ihre Werke verzichteten auf photographische Treue und Schärfe, "das Detail, das auf jeder gut gelungenen Photographie früher die Hauptfache war, wurde vernachlässigt zu Gunsten der großen Form, die Trivialität zu Gunsten des inneren Gedankens." Die blonde, glatte Photographie, die unsinnige Retouche, die selbst das beste Bild verderben mußte, und die leider heute noch die Fach-Photographie in erhebender Weise beherrscht, mußte neuen Copir-Berfahren weichen, die uns das Bild als eine Tusche- oder Kreide-Zeichnung darstellen. Der Gedanke, die Stimmung, das Gefühl beherrschten fortan das Bild.

In den photographischen Clubs in England und Amerika, in Frankreich, in Belgien, in Wien und in Hamburg haben sich derartige kleine Künstler-Genossenschaften gebildet, die zielbewußt vorwärts streben, und was sie erreicht, das zu bewundern, hatten wir in den beiden letzten Jahren auch in Berlin Gelegenheit.

Im vergangenen Jahre war es die Ausstellung des Wiener Camera-Clubs in der Urania, dessen hervorragendste Mitglieder mit ihren besten Bildern in derselben vertreten waren.

Die Ausstellung erregte berechtigtes Aufsehen. Sie war eine Vorläuferin der Ausstellung für künstlerische Photographie, welche im Februar d. J. in der Königl. Akademie der Künste in Berlin stattfand. Die Akademie hatte ihre Säle einer photographischen Ausstellung geöffnet, der Ehrengäste, gerade an dieser Stelle dem Publicum die neuesten Errungenchaften der photographischen Kunst zu zeigen und sie dadurch auch bei der großen Kunst gewissermaßen hoffnig zu machen, war bestrebt.

Die Ausstellung gab in jeder Hinsicht ein vortreffliches Bild der künstlerischen Photographie und brachte die verschiedenen Richtungen zu prägnantem Ausdruck, den die Künstler-Photographen einstiegen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Die verschiedenen Schulen der einzelnen Länder haben sich scharf von einander ab.

Die einen führen uns in grohen, prächtigen Blättern die hervorragende Technik des Gummibildes vor, deren Meister der Wiener und der Hamburger Schule angehören, die anderen zeigten uns die Vorzüglichkeit des Platin-Drucks, — hier waren es die Engländer, die Altmaster der künstlerischen Photographie, die zum Theil Bewunderungswürdiges einhandeln; leicht und gracios waren die Werke der Franzosen, kurz, jedes Land zeigte in seinen Werken eine ausgeprägte Eigenthümlichkeit. Ja noch mehr, zwei Schulen sonderten sich scharf von einander ab: die alte Schule und die neue Schule.

Unter den von den Deutschen ausgestellten Werken fielen die Alt-Studien des Herrn B. von Gloeden-Taormina durch die Eigenart ihrer Ausschaffung auf. Er nannte sie Bilder aus Alt-Rom und Hellas. Von Gloeden versteht es vortrefflich, seine Alte zu wählen und zu stellen. Unter Hunderten von Blättern, die mir vorlagen, ist auch nicht ein einziges, das jene Grenze überschreitet, wozu die Alt-Aufnahme zu leicht Gelegenheit bietet, namentlich der männliche Alt. Klassische, reine Linien giebt er den Körpern, und nie wird die Bewegung zur Pose. Dazu kommt die Wahl des Hintergrundes zu seiner lebenden Staffage. Der Aetna, die süditalienische Landschaft, die üppige, südl. Vegetation, die Denkmälerreste der klassischen Vergangenheit, sie alle halfen ihm das Bild einzurahmen, sie gaben den stimmungsvollen Hintergrund zu dem stimmungsvollen Bilde.

Bei den von Gloeden'schen Bildern fand man weder von einer alten, noch von einer neuen Schule der Photographie sprechen. Nach den Grundzügen der modernen Richtung gehören sie der alten Schule an, aber jener guten, alten Schule, die in jedem Bilde den feinfühlenden Künstler, den Blick eines geschulten Künstlerauges verräth.

Nachdruck verboten.

Abseits.

Plauderei von Friedrich Meister.

Ler ist nicht schon gern einen Fußpfad gewandelt, einen einfachen, schmalen Pfad durch Sand und Heide, durch Wiese und Wald, über Liegen und Höhen? Keinen Richtsteig, den der eilige Wanderer einschlägt, um, wenn auch über verbotenes Gebiet, schneller ans Ziel zu gelangen, sondern einen richtigen Fußpfad, einen Schlenderweg, bei dem man nicht fragt, wohin er führen mag.

Der Reiz eines solchen Fußpfades liegt in ihm selber, in seiner Verheißung, uns etwas zu geben, was die breite, staubige Heerstraße uns nicht geben kann. Wir wissen, daß hier der Förster zu gehen pflegt, und der Fischer, auch wohl der Poet, ab und zu auch ein Milchmädchen, und in den Ferien kommen freilich, romantisch gesinnte Knaben mit grünen Botanist-Trommeln und Butterbroden, und im Kopf den Lederstumpf und den Waldläufer, hier entlang.

Solch ein Fußpfad hat und behält immer seinen Charakter, die Straße dagegen trägt den der Menschen, die an ihr wohnen und auf ihr hinschreiten. Eine Eigenart erhält sie erst, wenn sie zur Gasse zusammenkrümpt und als solche sich dem Wesen des Pfades wieder nähert.

Seine Regellosigkeit allein verleiht dem Fußpfad schon die Häßlichkeit seiner Poesie. Er ist entstanden durch soviel „im Walde so vor sich hingehen“, durch soviel „an nichts zu denken gehonnen sein“, durch soviel Mühssein und durch soviel Augenblidauslaufen, daß alles Geradlinige, alles Berechnete, alles Vorschriftsmäßige fortgeblieben ist.

Auch die Landwege unserer Mark, und wir zweifeln nicht daran, auch die aller übrigen Länder, sind meist nur vergrößerte Fußpfade, trumm, eigenwillig, launisch und poetisch. Jenes Geleis, nach welchem sich Schilf und Röhricht in welligen Kurven am Rande der Gewässer dahingießen, das den Ufern selber die lieblichen Krümmungen nach außen und nach innen vorschreibt, es führt einen ständigen Kampf gegen Bäume und Heerstraßen und anderes schmägerades Menschenwerk und zwingt sie zuletzt doch in die ewig ihre Geltung bewohrende Schönheitslinie.

Nur dieses unabköstliche Anpassen an alles Vorhandene macht den Fußpfad so lebensfähig, so unauslösbar. Denn anstatt die Abhöfen der Natur zu durchkreuzen, schmiegt er sich denselben an; er sucht bescheiden die Schluchten auf, er drückt sich vorsichtig an Abhängen hin und läßt den tüdlichen Sumpf weitab liegen. Er ist ein trefflicher Parlagärtner; er wählt stets den praktischsten Weg und ist sich dabei wohl bewußt, daß die Grazie nicht ausbleiben wird.

Wenn solcherart der Fußpfad in seiner Anspruchslosigkeit die Stellen aussucht, die allein sich für ihn eignen, so scheint es andererseits, als ob die gesammte Natur freundlich befiehlt sei, ihm zur Erfüllung seiner Bestimmung behülflich zu sein. Der übergetretene Waldbach erkärt sich ihm zu seinem willkommenen Genos

Harnkraut, Geheimnisse, die man nur auf den verborgenen Pfaden finden kann, auf Pfaden, die zu dunkeln, stillen Bächen hinabführen, über denen die schwarzblauen, schwimmenden Libellen schweben. Woher die seltsam wunderolle Übereinstimmung und Ähnlichkeit zwischen diesen schönen, scheuen Geschöpfchen und der feuchtlauren, sonnenstrahl-durchschossenen Finsternis, in der sie weben? Und ist diese Analogie nicht ebenso unverkennbar, wie die zwischen der dörrenden Hitze des Hochommers und dem scharren Gezirp der Heimchen auf den trockenen Feldern, die der brütenden Gluth gleichsam die Stimme verleihen?

Es sind dies An- deutungen von Fragen, die kein Weiser beantworten kann, und zu deren Lösung der Dichter erst geboren werden muß.

Fußpfade in der Wildnis erzählen uns, daß auch hier Menschen wohnen und wandeln; in der Wüste predigen sie uns Menschenbrüderlichkeit und Gleichheit vor der Natur. Die Pfadlosigkeit des Oceans aber macht uns die Einigkeit des großen Wassers so unheimlich und läßt unseren Blick so gern auf der Spur weilen, die sich für Augenblicke an den Kiel des Schiffes hestet.

Wie eifrig verfolgen wir von hoher Bergesforn die Strafen, welche die Ortschaften in der Ebene drumum verbinden! Ungastlich und fast mürisch abweisend erscheinen uns ferne Städte und Dörfer, bis wir den Weg gefunden, der sie unter einander und mit uns selber in freundliche Beziehung bringt. Und je jahmaler der Weg, desto traulicher und anheimelnder ist er uns. Der eiserne Schieneweg repräsentiert die Macht des Kapitals und der regierenden Gewalt; die schattenlose Heerstraße gemahnt uns an das Treiben der Welt mit seinem Ebben und Flutten; der Fußpfad allein zeigt uns, was dem Einzelnen nötig ist. Sein Charakter verbindet ihn mit allem, was demütig und reizvoll ist. Da kommt der Knabe mit seinem Hündchen daher, das Mädchen mit den Blumen und dem gesammelten Reisig, der schmude Jäger, der bejedene Hausrat, der prominentende Pastor, der heimkehrende Soldat, — lauter liebes, munteres Volk.

Auch über bestellte Felder führt uns der Fußpfad und dicht hinter die Häuschen und Hütten der Landleute; wir thun absichtslos Blicke in das innere Leben und Treiben der einfachen Familien und knüpfen auch wohl vorübergehend eine freundliche Bekanntschaft an mit waceren, ursprünglichen, unverfälschten Menschen, die uns die große Heerstraße niemals finden lassen; vielleicht auch mit dem rüstig daherrichtenden Landbrieträger, oder mit dem Mütterchen, das am Waldrand Beeren und hilfame Kräuter gesucht.

Es liegt etwas Gefundenes, etwas sehr Berechtigtes in dem Gefühl des Knaben, der sich einmal so recht im tiefen Walde verirren möchte, um dann, bei dem eigenhändig angefachten, lodrunden Feuer, in irgend einer Wurzelhöhle Vampiren und mit Entzünden und Grausen dem Töten des Nachtschlafes in den Kronen der alten Kiefern und Eichen lauschen zu können. Denn das Leben inmitten der Civilisation ist langweilig und entnerwend, und wir thun wohl, dasselbe gelegentlich mit etwas Außergewöhnlichem, mit allerlei Einbildung, ja selbst mit etwas zigeunerhaftem Beiwerk zu würzen.

Hat das Leben auf den entlegenen, waldstillen Fußpfaden des Weltgetriebes doch einen so un- ausprechlichen, zauberhaften Reiz! „Ich entinne mich der Zeit“, so erzählte mir ein bejahrter Forstmann, „als noch ein sonnenheller Frühling morgen genügte, mich mit so wonnigen Empfindungen zu erfüllen, daß ich mich vor Entzünden kaum zu fassen wußte. Erst schritt ich durch den frischgrünen Wald; die Schatten des jungen Laubes spielten auf dem moosigen Boden, und der Duft der Fichten- und Lärchenschönlinge erfüllte die stille, türkische Morgenluft. Und in dieser Gottesberrlichkeit durft' und sollst du dein ganzes Leben bringen! so jauchzte es in meiner Brust, und da warf ich mich nieder in das Gras und wälzte und rollte mich wie ein Hund, halb toll vor unbändiger Lust und Freude! Später habe ich mir das felige Gefühl jenes Morgens oft zurückgewünscht; aber in solcher Ueberdrüfungslösung habe ich es nie wieder empfunden!“

Nur auf Fußpfaden schreitet unser Geist wie unser Körper langsam und mit geduldiger Gründlichkeit dahin, und hier tritt

das Wort des alten Mönches voll in seine Rechte: „Perfectionis via non per volanda sed perambulanda.“ Und noch wollen wir jener Pfade gedenken, die, nur halb erkennbar, in vielseitiger Windung hin und her führen zwischen den moosbedeckten Grabsteinen und den schief lehnenden, rostigen Eisenkreuzen friedvoller, alter Kirchöfe. Wilde Blumen umlangen die Postamente, und jeder frische Schößling, jede Knospe erzählt mehr von den ewigen Leben, als alle die Grabschriften ringsum.

Wo immer wir in Gottes Einsamkeit wandeln, da empfangen wir in dem Verhältniß, wie wir uns geben. Weder des Waldes geheime Tiefen, noch die freien Gipfel magerer Berge gewähren uns Segen, wenn unser Gemüth nicht im Frieden, unser Bewußtsein nicht in Ruhe, unser Herz nicht in seiner Sonntagsfeier ist. Es sind viele Pfade auf Erden, aber es gibt nur ein Ziel. Schon der alte Heide Plato lehrte: „Der Punkt, in welchem alle

Pfade zusammentreffen, ist der Seele wahrer Ruheplatz, das Ende der irdischen Reise.“



Das Nærøthal.

(Zu dem Aufsatz „Zur Mitternachtssonne“. Seite 181.)

Unsere Kinder



Lieber Herr!

Weil Ihnen so viele Kinder jetzt ihre Bilder schicken, so sagt meine Mutter, soll ich Ihnen auch eins von mir schicken.

Das Bild ist eigentlich für den lieben Großvater in Rostock gemacht worden, denn der hat mir das hübsche Schiffchen geschenkt. Das hat er selbst gebaut. O, der kann gar keine Schiffe machen, die richtig auf dem Wasser fahren können.

Wenn wir in den großen Ferien an die See gehen, dann nehme ich mein Schiff auch mit und lasse es auf dem wirklichen Meer fahren, jetzt habe ich es nur immer in der großen Badewanne probieren können.

Es grüßt Sie
Hamburg. Rudi Schneider.

Redactions-Post.

Helene G. in Chemnitz. — Begegnen Sie sich mit über die Bahnseig-Sperre. Sie werden sich mit der Zeit nicht nur an diese Einrichtung gewöhnen, sondern Sie auch mit ihr befreunden. Wie viele Leute promenieren früher auf dem Bahnsteig, die dort absolut nichts zu über hatten, und der Reisende hatte Mühe, sich durch das Gedränge hindurch zu winden. Jetzt ist es doch weit besser. Und dann bedenken Sie, wie viele Eisenbahn-Beamte früher bei der Prüfung der Fahrkarten im rollenden Zug um Leben gekommen sind! Auf den preußischen Staatsbahnen wurden im Jahre 1890 sechzehn, 1891 fünfzehn, 1892 neun, 1893 drei Schaffner bei dieser Beschäftigung getötet; seit Einführung der Bahnseig-Sperre aber sind keine tödlichen Unglücksfälle mehr vorgekommen.

Reutlinger in Nepal. — Von einer liebenswürdigen Abonnentin in Madrid wurde uns mitgetheilt, daß der Stacheldrähte Guerrilla im vorigen Jahre etwa 400000 Pesetas (etwa 370000 M.) verdient habe. Der Beruf ist als sehr einträglich, aber — !

Franz v. St. in Göttingen. — Als Curiosum stellen wir Ihnen mit, daß sich in Shih-Tsun in China eine Brücke aus Bambusrohr befindet. Diese Brücke ist als Hängebrücke durchgeführt und besteht aus Kabeln von doppelter Armeedicke, welche aus je acht Bambusrohren gewunden sind. Die Spannweite beträgt neunzig Meter. In Wänden von einundhalb Metern sind Querträger aus Bambus angeordnet, die ein Giechtwerk, ebenfalls aus Bambus, tragen. Die Brücke ist sehr fest, geräth bei starken Winden aber in heftige Schwankungen.

Hausfrau in Ruffstein. — Es haben sich, gleich Ihnen schon viele Leute Sorgen gemacht, was die Menschen noch anstellen würden, wenn es keine Kohlen mehr gäbe. Wir können Sie aber beruhigen, denn wenn die Kohlenlager erst erschöpft sind, dann ist die Technik sicher so weit vor geschritten, daß das wertvolle Brenn-Material entdeckt werden kann. Vorläufig hat es noch gute Weile damit: Europa hat noch für achthundert Jahre Vorrath (800 Millionen Tonnen), Amerikas Reichthum hält noch länger vor (684000 Millionen Tonnen), und Chinas Kohlenlager sollen so unermöglich sein, daß die Zeit der Erdölkrise nicht annähernd zu bestimmen ist. Sind diese Vorräte aufgebraucht, dann versteht man vielleicht, die unter den Meeresböden lagernden Kohlen zu heben. Sie sehen, wir brauchen in Rücksicht auf unsere Nachkommen noch nicht zu sparen.

Alpenrose in St. Johann. — Sie sind zwar sehr beschäftigt, aber es thut und sehr leid, auch Ihre bescheidenen Wünsche nicht erfüllen zu können, denn Ihre Gedichte sind noch nicht druckreif. Es ist zwar sehr hilfsch, wenn sich alles reicht, aber der Reim allein thut's noch nicht.

Helene B. in Sondershausen. — Der Name Loh bedeutet Wald und ist von Iucus, heiliger Baum, abgeleitet. In Bayern gibt es eine Reihe Ortsnamen, die mit Loh und auch mit den aus Loh entstehen Bormet Loh, Lach und Laich zusammengelegt sind, z. B. Lohkirchen, Lohhausen, Bonlach, Latterlach u. s. w.; bei allen jenen Orten bestinden aber bekanntlich Wälder, die in früheren Zeiten dem religiösen Kultus geweiht waren. Der sagenreiche Erl-Loh bei Regensburg z. B., den Karl der Große zerstören ließ, war unzweifelhaft dem Kriegsgott Erk geweiht; der sündhafte Zu hieß bei den Baiuvaren Er, Erk (Richtag, Richt = Gottesdienstag = Dienstag). Noch im ersten Jahrhundert schrieb Arnold von St. Emmeran bezüglich des Erl-Loh, daß die Baiuvaren das Fäßen von Bäumen in vormaligen „Heiligen Höhlen“ für ein Vergehen hielten.